Zeitschrift: Jahresbericht : Dokumentationen und Funde / Archäologie Baselland
Herausgeber: Archäologie Baselland
Band: - (2008)

Artikel: Grabungen und Bauuntersuchungen
Autor: Marti, Reto
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-803510

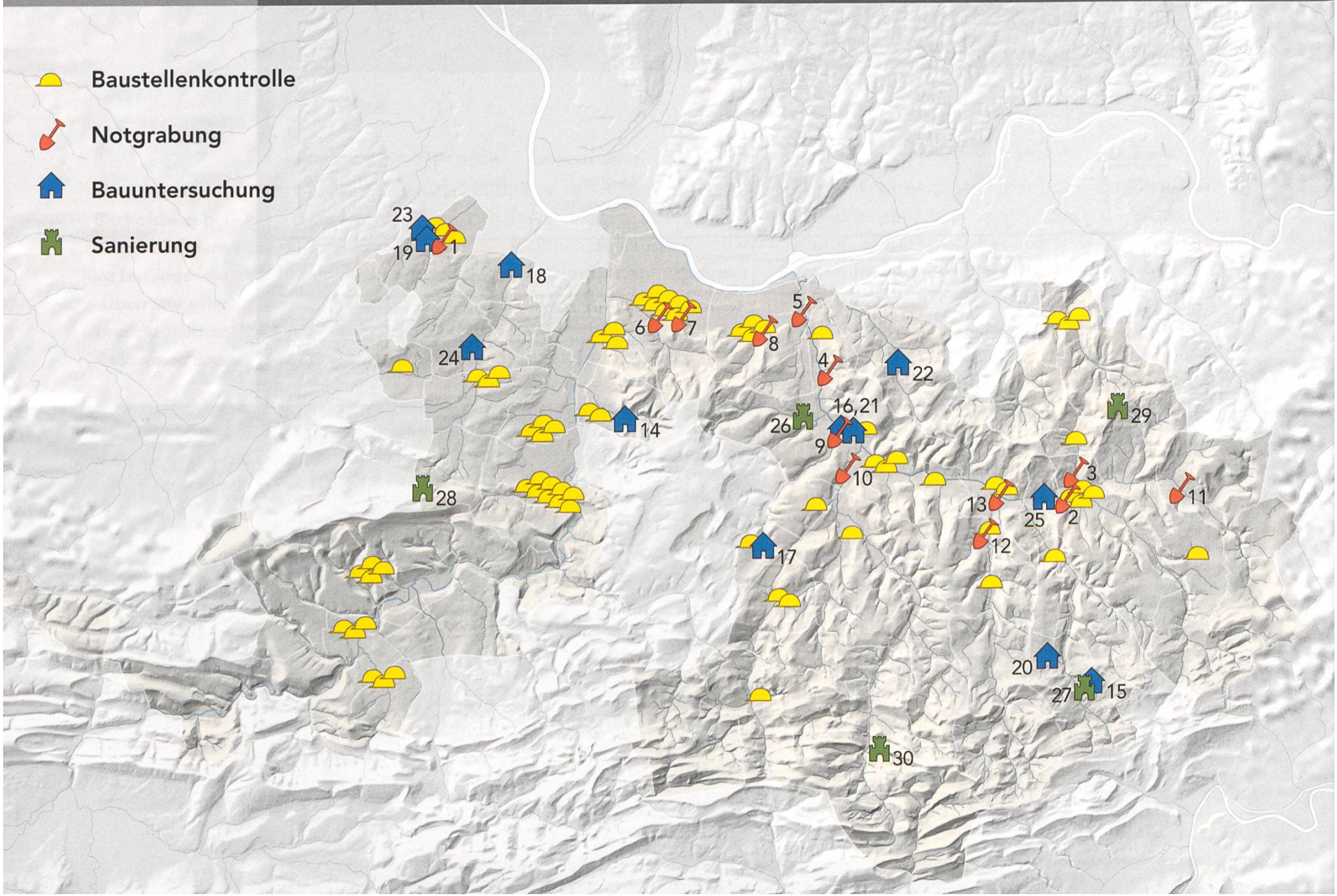
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch


Baustellenkontrolle
Notgrabung
Bauuntersuchung
Sanierung
23
19
1
18
24
6
7
8
5
4
22
14
26
16,21
9
29
10
3
28
13
25
2
11
12
17
20
27
15
30

Grabungen und Bauuntersuchungen

Die zunehmenden wirtschaftlichen Probleme haben 2008 noch nicht bis ins Baugewerbe durchgeschlagen. Die Bautätigkeit ist im Kanton jedenfalls unverändert hoch. Was wirtschaftliche Trends für die Archäologie bedeuten, lässt sich ohnehin nicht so einfach vorhersehen. Wie stark die Archäologie gefordert ist, hängt mit der jeweiligen Zone der Bauvorhaben zusammen. So können in wirtschaftlich florierenden Zeiten Bauzonen neu erschlossen werden, die siedlungsgeschichtlich derart marginal liegen, dass sie aus archäologischem Blickwinkel völlig irrelevant sind. Umgekehrt führt das verdichtete Bauen in Ortskernen, das oft weniger stark von der wirtschaftlichen Entwicklung abhängt, fast unweigerlich zu umfangreichen Grabungen, wie in den letzten Jahren das Beispiel von Pratteln gezeigt hat. Auch Untersuchungen an historischen Gebäuden sind in solchen Phasen häufig.

Im Berichtsjahr 2008 kam es trotz zahlreicher Baustellenkontrollen nur zu einer einzigen grossflächigen Grabung. Sie wurde durch eine Überbauung in Gelterkinden-Mühlstett ausgelöst. Seit langem ist bekannt, dass dort römerzeitliche Gebäude im Boden stecken. Neben dieser Grossgrabung gab es eine Fülle von kleineren Untersuchungen mit interessanten, zum Teil gar spektakulären Ergebnissen.

Die im Vergleich zu den vergangenen Jahren etwas ruhigere zweite Jahreshälfte wurde intensiv genutzt, um die Rückstände im Neufundlager anzugehen: Sehr viele Funde wurden gewaschen, Erdproben für die Analyse aufbereitet, Objekte EDV-erfasst. Auch bei diesen Arbeiten erweist sich das neu eingeführte Datenbanksystem ADAM als wertvolle Hilfe.

Reto Marti

< Notgrabungen, Bauuntersuchungen, Baustellenkontrollen und Sanierungsmassnahmen der Archäologie Baselland im Jahr 2008 (vgl. die Liste auf den folgenden Seiten).

Grabungen

1 Allschwil, Binningerstrasse (späte Bronzezeit)
2 Gelterkinden, Höldeliweg (jüngere Eisenzeit)
3 Gelterkinden, Mühlstett (Eisenzeit, Römerzeit)
4 Füllinsdorf, Grundackerstrasse (Römerzeit)
5 Pratteln, Hülftenschanze (Römerzeit)
6 Muttenz, Kirchplatz 18 (Frühmittelalter)
7 Muttenz, Vorderer Wartenberg (Mittelalter)
8 Pratteln, Meierhof (Spätmittelalter)
9 Liestal, Seestrasse (Spätmittelalter, Neuzeit)
10 Liestal, Steinenbrüggli (Neuzeit)
11 Rothenfluh, im Weiher (Neuzeit)
12 Zunzgen, Bachtelenweg (Neuzeit)
13 Sissach, Hauptstrasse (Neuzeit)

Bauuntersuchungen

14 Arlesheim, Birseck
15 Läufelfingen, Homburg
16 Liestal, Amtshausgasse
17 Lupsingen, Liestalerstrasse 13a und 17a
18 Binningen, Schlüsselgasse 4 und 6
19 Allschwil, Kirche St. Peter und Paul
20 Känerkinden, Ueligasse 2
21 Liestal, Regierungsgebäude
22 Arisdorf, Gasthaus Rössli
23 Allschwil, Schönenbuchstrasse 17
24 Oberwil, Hauptstrasse 36
25 Böckten, Hauptstrasse

Sanierungen

26 Liestal, Munzach
27 Läufelfingen, Homburg
28 Ettingen, Fürstenstein
29 Ormalingen, Farnsburg
30 Waldenburg, Burg

Baustellenkontrollen

Aesch, Kirchhofweg
Aesch, Gartenstrasse 21
Aesch, Kirschgartenstrasse
Aesch, Kilchhofweg
Aesch, Steinackerring
Aesch, Lerchenstrasse
Aesch, Starenweg 6
Aesch, Drosselweg
Aesch, Lerchenstrasse
Allschwil, Obertorweg
Allschwil, Rauracherweg
Allschwil, Baslerstrasse 71
Arlesheim, Ermitagestrasse 18
Arlesheim, Hollenweg 18
Biel-Benken, Strehlgasse 4/4b
Bubendorf, Schulstrasse
Diepflingen, In der Schübleten 1
Dittingen, Chrüzlirain (3 Etappen)
Dittingen, Hauptstrasse 30
Füllinsdorf, Schulstrasse
Gelterkinden, Strehlgasse 16
Gelterkinden, Ischlagweg
Gelterkinden, Höldeliweg
Gelterkinden, Römerweg
Itingen, Im Dellenboden
Laufen, Wahlenstrasse
Laufen, Maiersackerweg
Laufen, Bauerngasse 4
Lausen, Peterhansstrasse
Lausen, Unterdorfstrasse (2 Etappen)
Liestal, Hurlistrasse
Lupsingen, Bürenstrasse
Maisprach, Wintersingerstr. (2 Etappen)
Maisprach, Bündtenweg
Münchenstein, Marsstrasse
Münchenstein, Birseckstrasse 1–5
Münchenstein, Emil Frey-Strasse 45
Muttenz, Dürrbergstrasse
Muttenz, Bahnhofstrasse 12
Muttenz, Schulstrasse
Muttenz, Pfaffenmattweg
Muttenz, Gänsbühlgartenweg
Muttenz, Birsfelderstrasse 91
Muttenz, Baselstrasse
Muttenz, Wachtelweg 18
Oberwil, Am Mühlbach
Oberwil, Bleimattweg 6
Oberwil, Konsumstrasse 1–3
Pratteln, Kästeliweg 3
Pratteln, Muttenzerstrasse
Pratteln, Lohagstrasse
Pratteln, Rheinstrasse
Pratteln, Wannenboden
Reigoldswil, Rifensteinweg
Reinach, Stockackerstrasse 21
Reinach, Stockackerstrasse 25
Reinach, Brunngasse 59
Reinach, Unterer Rebbergweg
Rickenbach, Leimweg 6
Seltisberg, Hauptstrasse 41
Sissach, Vogtackerweg 5
Sissach, Bergweg (2 Etappen)
Tenniken, Pommernweg 7
Wahlen, Mättlein
Wahlen, Breitenbachweg
Wahlen, Bifangweg
Wenslingen, Weiher Erzmatten
Ziefen, Untere Eienstrasse
Ziefen, Leitungsgraben
Zunzgen, Bruggackerweg

Allschwil, Binningerstrasse. Die spätbronzezeitliche Gargrube zeichnet sich im Längsschnitt deutlich vom gelben Lösslehm ab. Zu erkennen sind die brandgeröteten Ränder, die auf der Grubensohle konzentrierte Holzkohle sowie einige zerbrochene Hitzesteine.

Allschwil, Binningerstrasse: Barbecue in der späten Bronzezeit

Während der Kontrolle eines Baugrubenaushubes kamen in etwa 1.5 m Tiefe wiederholt einzelne, stark verrundete Keramikstücke ans Licht. Aufgrund ihrer Machart müssen sie aus prähistorischer Zeit stammen. Erst ganz am nordwestlichen Rand der Baugrube ergab sich dann ein konkreter Befund, der zeigt, dass der diffuse Fundniederschlag auf eine nahe Siedlungsstelle zurückzuführen ist. Es kam eine so genannte Gargrube zum Vorschein.

Als Gargruben oder *fours polynésiens* werden in der Regel gut zwei Meter lange ovale Gruben bezeichnet, die ursprünglich mehrere Dezimeter im Boden eingetieft waren und deutliche Spuren von Feuereinwirkung zeigen. Meist – so auch in diesem Fall – sind die Seitenwände brandgerötet, und in der mit viel Holzkohle durchsetzten Verfüllung liegen Hitzesteine aus Quarzitgeröllen. Letztere hatten die Funktion, die Wärme des Feuers zu speichern und langsam an das Gargut abzugeben. Sie sind auch

Glück gehabt! Die Aufsicht auf die Gargrube zeigt, dass die Fundamentgrube einer modernen Brandmauer den Befund nur ganz am Rande beeinträchtigte.

Das digital entzerrte südwestliche Baugrubenprofil mit Resten eines prähistorischen Bachbettes.

der Grund, weshalb wir diese Strukturen, im Gegensatz zu anderen Forschern, als rein kulinarische Einrichtungen interpretieren. Es wird diskutiert, ob sie nicht auch kultischen Handlungen gedient haben könnten. Die Keramik aus der Verfüllung der Grube ist stark fragmentiert und weist am ehesten in die späte Bronzezeit. Es besteht die Hoffnung, dass C14-Daten dereinst eine präzisere Einordnung erlauben werden.

Rund 10 m weiter südlich waren auf demselben Niveau die kiesigen Schichten eines kleinen, west-

östlich verlaufenden Bachlaufes erkennbar, das in die diffus auf der ganzen Fläche sich abzeichnende Kulturschicht eintieft. Die wenigen bestimmbaren Keramikscherben aus dem Bachbett weisen auch hier in die ausgehende Bronzezeit.

Bericht: Reto Marti
Örtliche Leitung: Johannes Häusermann
Oktober 2008

links: Der «Zivi» Fabien Jaccoud im Einsatz.

rechts: Die mächtigen Deckschichten werden mit der «grossen Kelle» entfernt ...

Gelterkinden, Höldeliweg. Sarah Hänggi beim Dokumentieren der westlichen Baugrubenwand.

Gelterkinden, Höldeliweg: Keltensiedlung am Bach

Vom Fusse des Bettenberges sind schon seit längerem prähistorische Funde bekannt. Bisher konnte die Fundstelle jedoch weder genauer charakterisiert noch datiert werden. Der Bau eines Einfamilienhauses löste nun erneut eine archäologische Intervention aus, und diesmal waren die Spuren etwas konkreter.

In der kleinen Flächengrabung wurde der Rest eines West-Ost verlaufenden Bachbettes erfasst, dessen Ufer mit lokalen Geröllen und Kalksteinen befestigt war. In der Uferbefestigung steckte ziemlich viel Siedlungsabfall. Dieser Abfall – Keramik (u.a. Amphoren), Knochen, Eisenschlacken und brandgerötete Steine – war recht gut erhalten und kaum verrundet. Dies zeigt, dass die zugehörige Siedlung ganz in der Nähe, wohl wenig oberhalb der Fundstelle gelegen haben muss.

Es ist anzunehmen, dass die geplante Überbauung des Areals weitere Aufschlüsse über diese Siedlung geben wird, die nach Ausweis der Funde in die späte Keltenzeit (Latènezeit) gehört.

Bericht: Reto Marti
Örtliche Leitung: Jan von Wartburg
Januar/Februar 2008

Blick vom Hang gegen das alte Bachbett. Die ehemalige Uferbefestigung zeichnet sich als Streifen von Steinen und Siedlungsabfall ab.

Gelterkinden, Mühlstett. In der Profilwand zeichnen sich die vertikalen Lehm- und Kalksinter-Schichten eines mächtigen römischen Gewerbekanals ab.

Gelterkinden, Mühlstett: die Kraft des Wassers – einst und jetzt

Seit längerem war in der Flur Mühlstett in Gelterkinden eine grössere Überbauung mit Mehrfamilienhäusern geplant. Bereits 2004 kam es in diesem Zusammenhang zu geologischen und archäologischen Sondierungen. Letztere machten klar, dass im Falle eines Baues auf jeden Fall mit einer Flächengrabung zu rechnen war. Aufgrund von Einsprachen kam das Bauprojekt aber erst 2008 zur Umsetzung. Rund 2200 Quadratmeter mussten innerhalb von drei Monaten archäologisch untersucht werden.

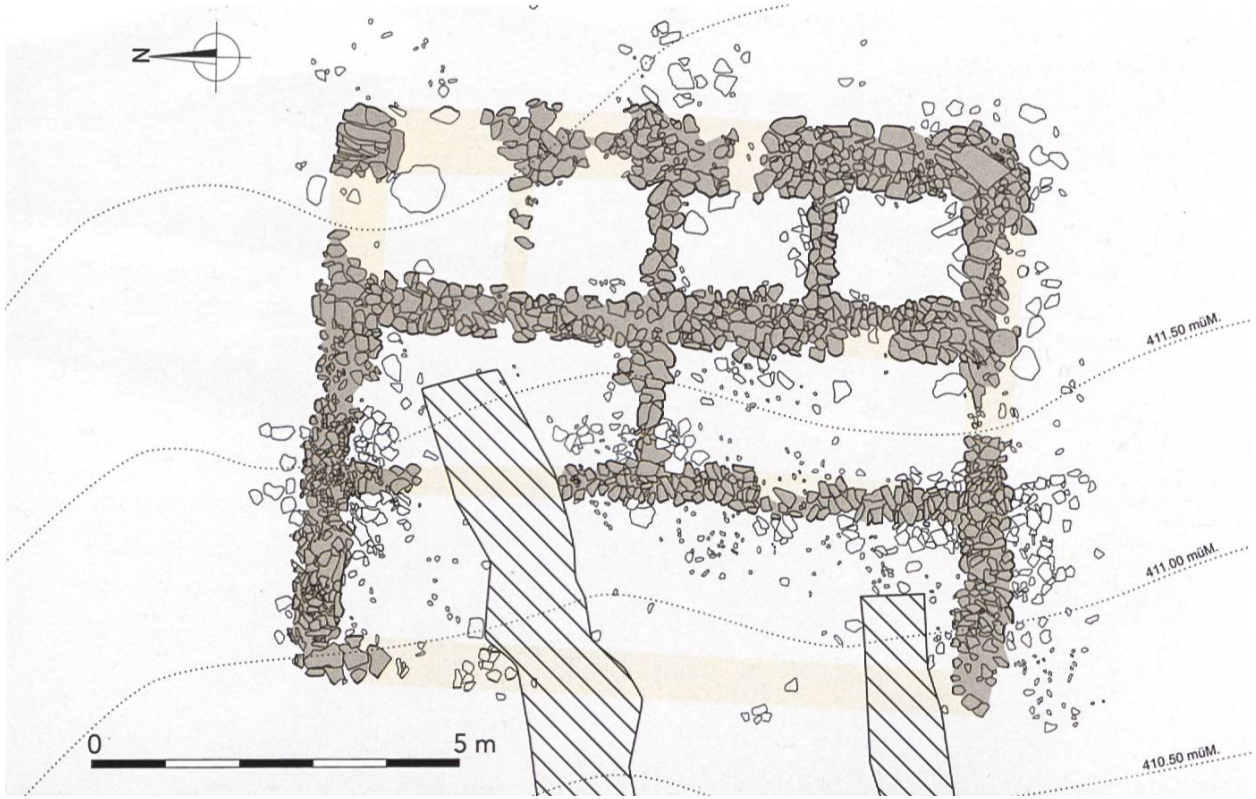
Dass am nach Westen geneigten, rutschgefährdeten Hang des Allersecks eine römerzeitliche Siedlung liegt, ist schon seit 1948 bekannt. Damals kam Fritz Pümpin auf einer «Malerfahrt» am Rande des damaligen Dorfes zufällig an einer Baugrube vorbei und entdeckte römische Ziegelbruchstücke und weiteren Bauschutt. In der Folge überwachte er systematisch weitere Aushubarbeiten und entdeckte ein Jahr später die ersten Mauern. Mit der Zeit gelang so der Nachweis eines mehrteiligen Gebäudekomplexes, mit zwei Herdstellen und Hinweisen auf eine ältere Siedlungsphase, in der die Gebäude vermutlich noch aus Holz waren.

Aus diesen Altgrabungen ist so genannte «Arretina» überliefert: eine frühe Form der römischen «Terra

Der Untergrund aus Opalinuston verursacht Hangrutschungen und führte während der Grabung wiederholz zu hohen Wasserständen.

Sigillata», jenes glänzend rotbraun überzogenen Essgeschirrs, das an keiner gehobenen Tafel fehlen durfte. Diese Arretina, benannt nach dem wichtigen Herstellungsort Arezzo in der Toscana, gilt im Raum nördlich der Alpen als eigentliches «Leitfossil» für Fundstellen, die schon in den Jahrzehnten um Christi Geburt unter römischen Einfluss kamen.

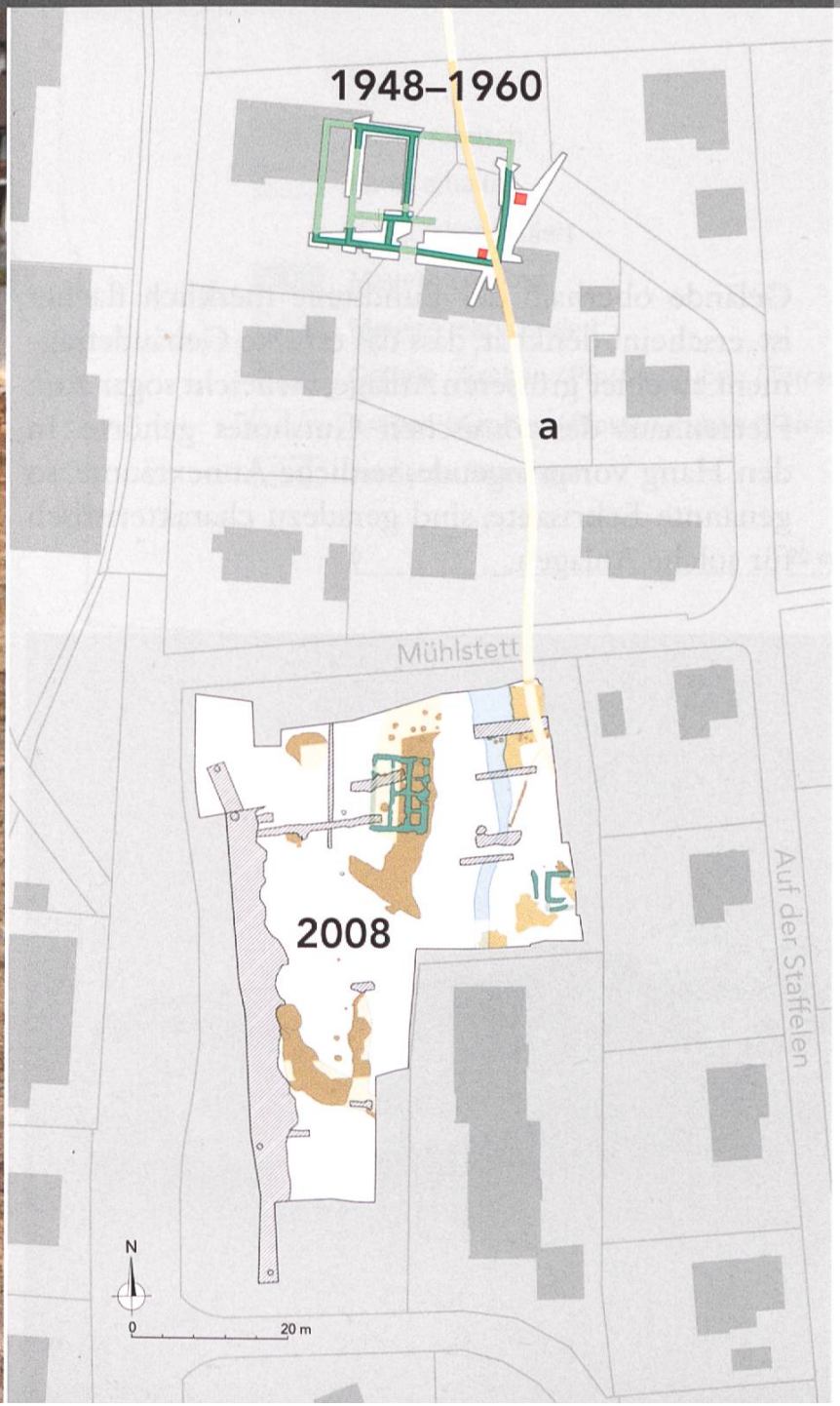
Das 2008 entdeckte, frei stehende Gebäude im Hang mit strengem 4-2-1-Raumsystem.



Die aktuell untersuchte Fläche liegt am selben Hang, rund 60 m südlich des in den 1940er Jahren entdeckten römischen Gebäudes. Die Fundamentreste zweier Steinbauten zeigen, dass auch der neu untersuchte Bereich in der Römerzeit bebaut war. Besonders interessant ist ein isoliert mitten im Hang stehendes, rechteckiges Gebäude von 10 x 8 m. Es weist nämlich ein strenges 4-2-1-Raumsystem auf: Zuunterst liegt ein einzelner, langschmaler Raum. Das mittlere Drittel des Gebäudes ist exakt zweigeteilt. Das höchstgelegene Gebäudedrittel hingegen ist in vier gleichgrosse Räume untergliedert.

Wir vermuten, dass dieses ungewöhnliche, strenge Raumsystem mit einer gewerblichen Nutzung in Zusammenhang steht. Da nur die untersten Fundamentlagen erhalten blieben, ist auf archäologischem Wege jedoch keine Klärung dieser Frage möglich. Und die Suche nach besser interpretierbaren Vergleichsbefunden verlief bisher ergebnislos.

Von einem zweiten Bauwerk an der oberen, östlichen Hangkante wurde nur ein schmaler Gebäudetrakt ansatzweise erfasst. Da das nicht untersuchte



links:
Der Geoarchäologe Philippe Rentzel analysierte die komplexen Bodenablagerungen rund um den römischen Gewerbekanal.

rechts:
Die neuen Grabungen liegen rund 60 m südlich des 1948 entdeckten römerzeitlichen Gebäudes.
a) Verlauf des alten Kirchwegs nach Rickenbach.

Gelände oberhalb der Fundstelle merklich flacher ist, erscheint denkbar, dass das erfasste Gebäudefragment zu einer grösseren Anlage, vielleicht sogar zum Herrenhaus des römischen Gutshofes gehörte. In den Hang vorspringende, seitliche Annexräume, so genannte Eckrisalite, sind geradezu charakteristisch für solche Anlagen.

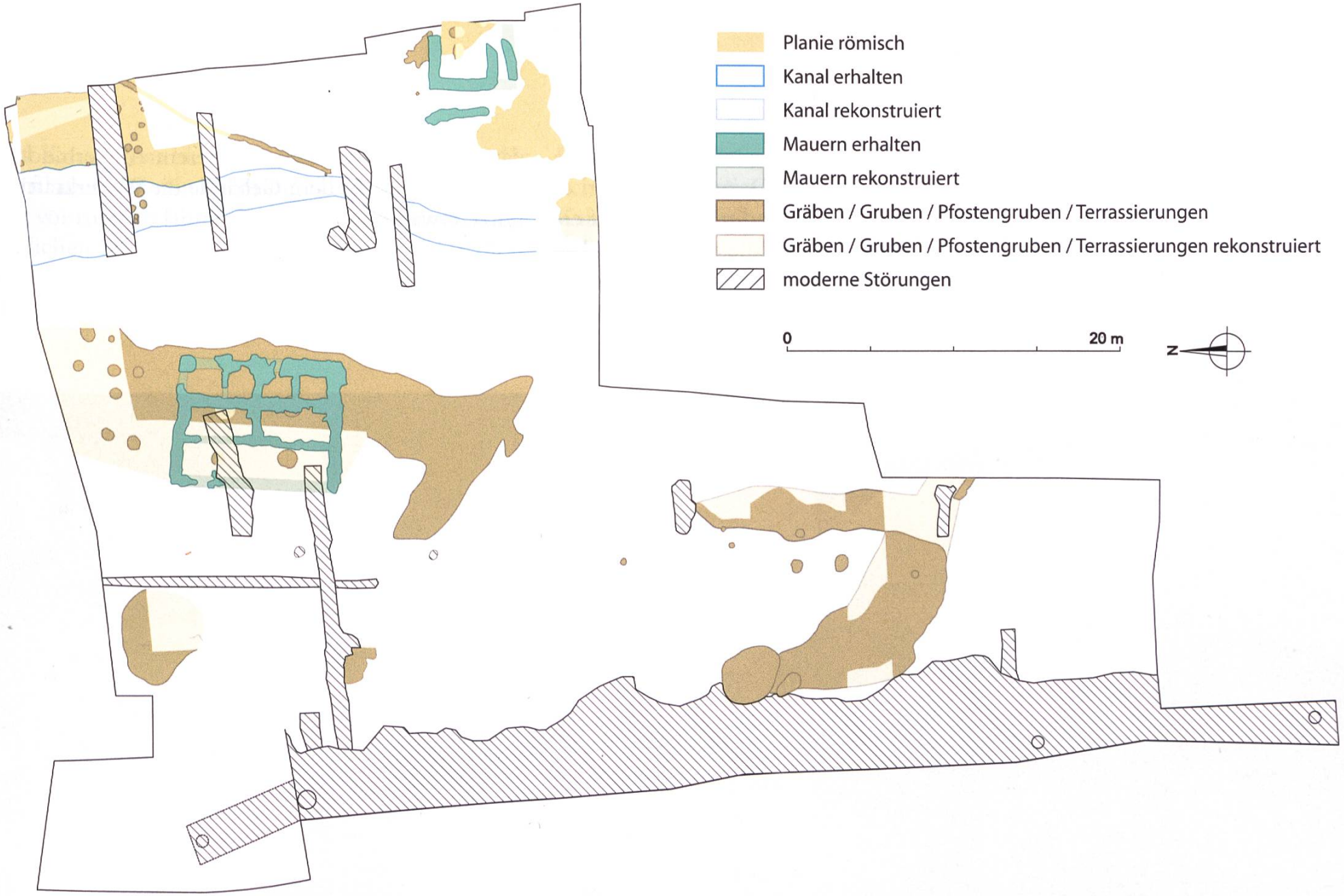
Die Fibel vom Typ «Langton-Down» belegt erneut den frühen Beginn der römischen Besiedlung in Gelterkinden.

Dieses zweite, in mindestens zwei Bauphasen entstandene Gebäude überlagert eine ältere römerzeitliche Grube sowie weitere Pfostengruben. Wie im Falle des 1948 entdeckten Gebäudes weiter nördlich gibt es also auch hier Hinweise auf Vorgängerbauten in Holzbauweise. Pfostengruben kamen auch unter und neben dem frei stehenden Gebäude im Hang zum Vorschein. Aus dem Bereich stammt unter anderem eine Hülsenspiralfibel vom Typ «Langton-Down». Dieser frühe Fibeltyp beweist, dass an der neu untersuchten Stelle die römischen Befunde ebenfalls bereits in der ersten Hälfte des 1. Jahrhunderts n.Chr. einsetzen.

Spektakulär sind die Reste eines mächtigen Kanals, der weiter oben im Tal womöglich Wasser des Rickenbacher Baches fasste und den Hang entlang führte. Im Grabungsareal verläuft der Kanal zwischen den beiden römerzeitlichen Gebäuden. Dicke Kalktuff-

>

Übersichtsplan der Grabungen 2008.


Planie römisch
Kanal erhalten
Kanal rekonstruiert
Mauern erhalten
Mauern rekonstruiert
Gräben / Gruben / Pfostengruben / Terrassierungen
Gräben / Gruben / Pfostengruben / Terrassierungen rekonstruiert
moderne Störungen
0
20 m
N

Der Staunässe verdankte man die Erhaltung römischer Holzpfosten (links), oft aber auch nasse Füsse (rechts Daniel Perez).

Ablagerungen zeugen von einer starken und lange andauernden Wasserführung. Dazwischen gibt es aber auch fast seekreideartige Sedimente, die auf einen eher langsamen Wasserdurchfluss hinweisen. Ein auffälliger Versatz in der Kanalführung unmittelbar oberhalb des frei stehenden Rechteckbaus könnte darauf hinweisen, dass zu letzterem ein Verbindung bestand. Wurde in dem Gebäude die Wasserkraft genutzt, etwa für eine Mühle?

Da keine antiken Gehniveaus erhalten blieben, muss die Frage des Zusammenhangs zwischen Gebäude

und Kanal offen bleiben. Ohne Zweifel führte der Kanal aber weiter in Richtung Talausgang, wo im Eifeld vor rund 40 Jahren ebenfalls Reste einer römerzeitlichen Siedlung dokumentiert werden konnten. Gut denkbar, dass der Kanal mit den dort festgestellten gewerblichen Tätigkeiten in Verbindung stand. Unklar ist vorläufig, ob einige ebenfalls römerzeitliche Pfostenstellungen unmittelbar oberhalb des Kanals – zum Teil mit Nassbodenerhaltung – konstruktiv mit dem Kanal in Zusammenhang stehen. Die Dimensionen und die genaue Konstruktion des rund 2 m breiten Kanals konnten nicht vollständig

Roland Meyer, Lehrer im Weiterbildungsurlaub (links) und Mustafa Ali Uslu beim konzentrierten Freilegen der Befunde.

Die beiden bronzenen Fibeln zeigen, dass die Kelten das Areal schon in der frühen Latènezeit (ca. 400–350 v. Chr.) nutzten.

dokumentiert werden, weil die Rutschgefährdung des Hanges eine komplette Freilegung bis auf die Unterkante der Befunde verbot. So wird man spätere, geeignetere Aufschlüsse abwarten müssen, um Näheres zur Bauweise und Funktion des römerzeitlichen Kanals in Erfahrung zu bringen.

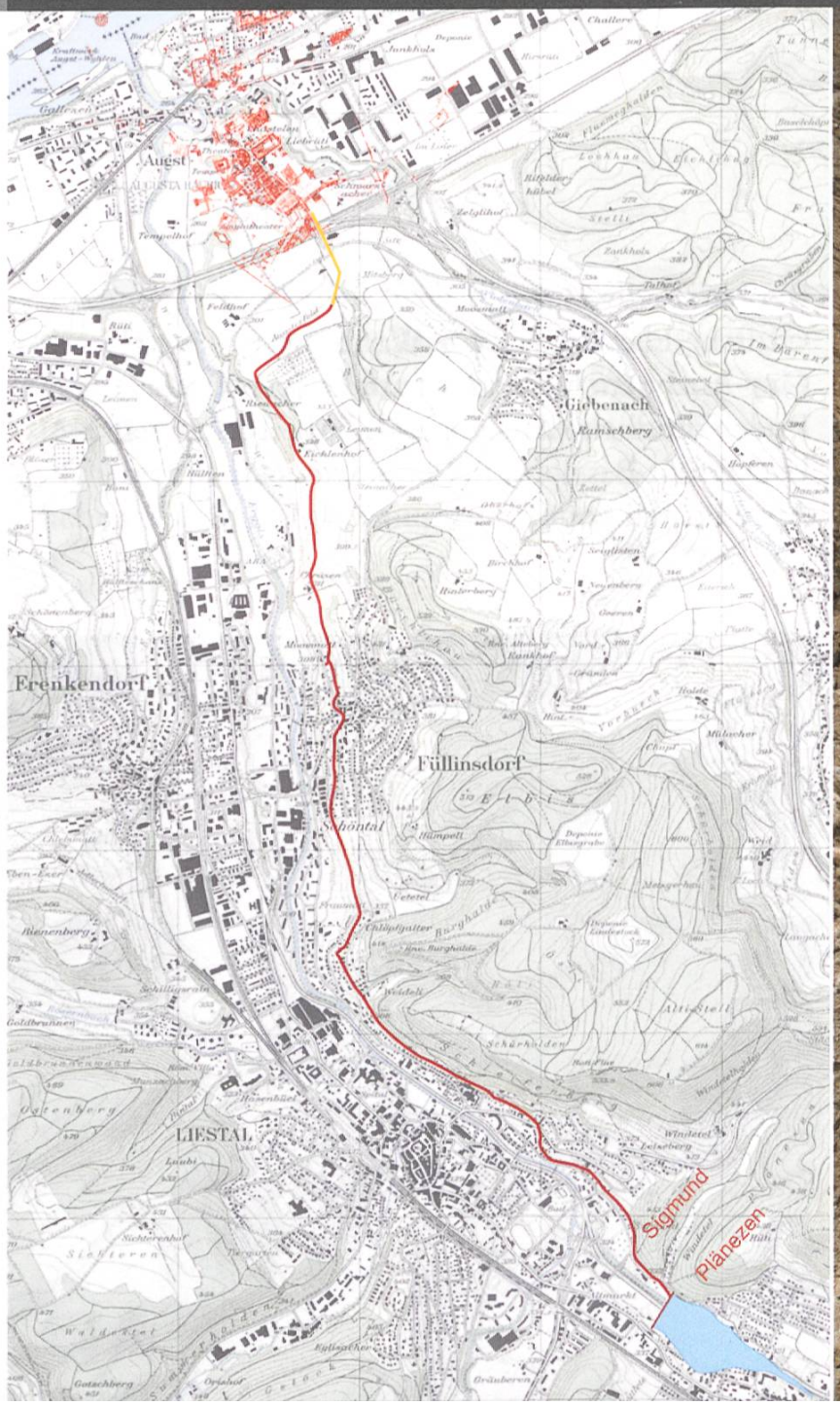
Zu unserer Überraschung fanden sich in verschiedenen Bereichen des Areals – teilweise unter den römerzeitlichen Befunden – die Reste einer Siedlung der Keltenzeit. Mächtige Pfostengruben zeugen von Gebäuden, grössere Gruben und Reste von Terrassierungen von einer intensiven Nutzung des gut ge-

legenen Sonnenhangs. Leider hat die starke Erosion des Geländes jedoch dazu geführt, dass diese älteren Siedlungsreste nur in Geländemulden erhalten blieben. Unter den zugehörigen Funden figurieren das Fragment eines Gagatarmrings (vgl. Kapitel «Konservierungslabor») sowie zwei bronzene Fibeln der frühen Latènezeit (Lt B1). Zur Zeit – vor der Fundauswertung – sieht es eher nicht so aus, als ob der Platz von der frühen Latènezeit kontinuierlich bis in die Römerzeit besiedelt geblieben wäre.

Wasser war das bestimmende Element der Grabung: Die Römer nutzten es für ihr Gewerbe, später führten Hangrutschungen und Erosion zur schlechten Erhaltung vieler Befunde, und zu guter Letzt verhinderte es den Bau eines der drei geplanten Häuser. Auch die Archäologie musste verzichten: Einige Fragen blieben ungeklärt, weil Sondiergräben den rutschgefährdeten Hang destabilisiert hätten. Von einer Mühle ist übrigens – trotz des Flurnamens «Mühlstett» – in historischer Zeit nichts bekannt.

Bericht: Reto Marti
Örtliche Leitung: Jan von Wartburg
C14-Analysen: Andreas Scharf, Universität Erlangen
Bodenkundliche Analysen: Philippe Rentzel, IPNA Universität Basel
April bis Juli 2008

Das Fragment einer Schale wohl aus der frühen Römerzeit zeigt ein schönes, mit dem Kamm gezeichnetes Bogenmuster.



links:
Die römische Wasserleitung führt über rund 7 km hinweg Wasser wohl aus der gestauten Ergolz ins Zentrum von Augusta Raurica (Kartengrundlage swisstopo, BA071757).

rechts:
Das 2007 ausgegrabene Leitungsstück an der Grundackerstrasse in Füllinsdorf.

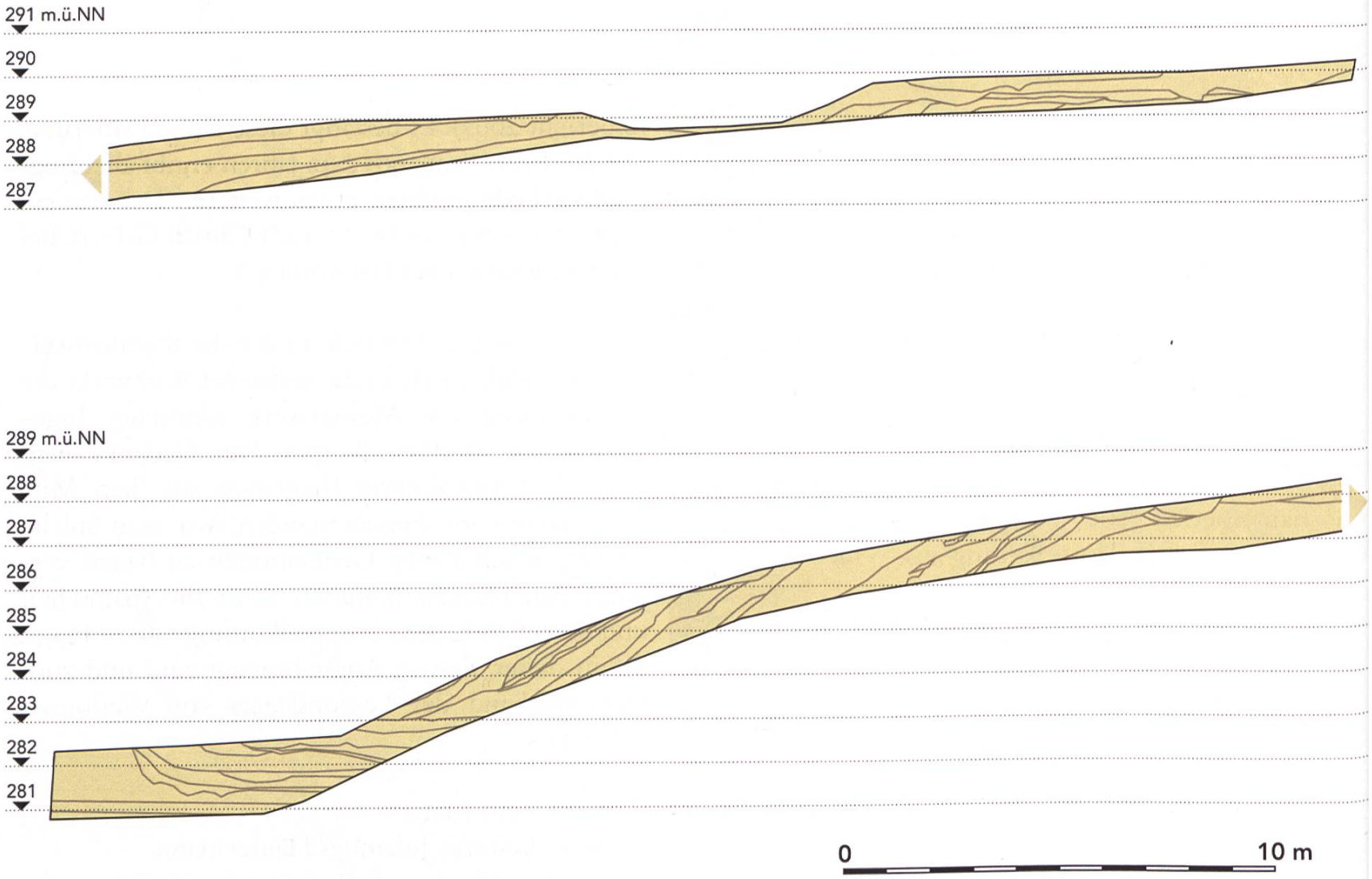
Römische Wasserleitung nach Augst: die Frage der Erbauungszeit

Die Frage, wann und von wem die grosse römische Wasserleitung errichtet wurde, welche die Römerstadt Augusta Raurica mit Trinkwasser aus der Ergolz versorgte, ist auch nach über 100 Jahren Forschung noch nicht geklärt. Das Problem besteht darin, dass im Bereich der Leitung selbst noch nie Funde zum Vorschein gekommen sind, die eine genauere Einordnung des Bauwerks erlaubt hätten. Der erste Kleinfund aus dem Innern der Leitung, ein leicht beschädigtes Krüglein aus dem späteren 1. oder 2. Jahrhundert, kam erst vor kurzem ans Licht (Jahresbericht 2007). Er sagt allerdings nichts zur Entstehung der Wasserleitung aus.

So hat man sich bisher beholfen, in Augst selbst nach datierbaren Befunden wie Badeanlagen oder Laufbrunnen zu suchen, die auf eine umfassende Wasserversorgung schliessen lassen. Solche Befunde gibt es, und sie zeigen, dass man spätestens ab 30–50 n. Chr. damit zu rechnen hat. Seit dem Berichtsjahr gibt es nun ein Radiocarbon-Datum, gewonnen aus einem Holzkohlestückchen, das während der Grabungen an der Grundackerstrasse in Füllinsdorf im Mauermörtel der Leitung entdeckt wurde (vgl. Jahresbericht 2007). Es bestätigt diese frühe Datierung. Das Messalter von 1965 ± 42 Jahren ergibt allerdings methodebedingt einen etwas weiteren Datierungsspielraum von 1 vor bis 77 nach Christi Geburt, bei einer Wahrscheinlichkeit von 68 %.

In der römischen Frühzeit, in der die Steinbauweise hierzulande noch kaum verbreitet war, wirkt die Wasserleitung, ein Meisterwerk römischer Ingenieurskunst, als Fremdkörper. Der Gedanke liegt nahe, dass spezialisierte Bautrupps aus dem Mittelmeerraum im Einsatz standen, wo man solche Leitungen seit vielen Generationen zu bauen verstand. Am ehesten kommen dafür die spanischen und donauländischen Truppenkontingente in Frage, die in dieser Zeit in Augst bezeugt sind und zum Heeresverband des Legionslagers von Vindonissa gehörten.

Bericht: Reto Marti
Örtliche Leitung: Johannes Häusermann
C14-Datum: Andreas Scharf, Universität Erlangen
Oktober 2008



Pratteln, Hülftenschanze. Das 60 Meter lange Grabenprofil dokumentiert 53 dickere und dünnere Schichten. Von den untersten Niveaus bis in die jüngsten abgelagerten Schichten fanden sich vereinzelt stark fragmentierte Ziegelbruchstücke und Keramikscherben aus der Römerzeit.

Pratteln, Hülftenschanze: Verlagerte Funde aus der Römerstadt?

Im Rahmen der Vorbereitungsarbeiten für den Bau der Umfahrungsstrasse H2 wurde im Vorfeld der Hülftenschanze viel Erdreich bewegt. Die Archäologie Baselland hat die abhumusierten Felder wiederholt kontrolliert, ohne jedoch auf relevante Funde zu stossen. Nach einem neuerlichen Aushub entdeckte der Archäologe Jakob Obrecht jedoch einige römische Ziegelfragmente. Seine Meldung rief die Archäologie Baselland nochmals auf den Plan.

Die römischen Funde – neben Ziegelbruchstücken kamen auch einige Keramikfragmente ans Licht – stammten zum überwiegenden Teil aus einem komplexen Schichtgefüge am Abhang zum Hülftenbächlein, das beim Aushub eines Leitungsgrabens angegraben wurde. Der Befund spricht weniger für eine nahe Siedlungsstelle als für eine Deponierung von verlagertem Material. In der Tat gibt es in alten Dokumentationen zu Augster Grabungen der 1950er und 1960er Jahre Hinweise, dass man damals Aushubmaterial ausserhalb der Römerstadt im Umkreis der Hülftenschanze deponierte. Vermutlich hat damals ein Bauer mit dem angeführten Material sein Kulturland an der Böschung zum Hülftenbächlein erweitert. Dass das Material aus alten Grabungen stammt, wäre auch eine Erklärung für die Kleinteiligkeit der darin eingebetteten Funde.

Bericht: Reto Marti
Örtliche Leitung: Johannes Häusermann
Oktober 2008

Anita Springer beim Untersuchen des komplexen Schichtprofils.

Muttenz, Kirchplatz 18. Die Notgrabungen im Hinterhof profitierten zumindest zeitweilig von prächtigem Herbstwetter.

Muttenz, Kirchplatz 18: ein Grubenhaus aus der Karolingerzeit

Schon seit langem geht man davon aus, dass das Dorf Muttenz aus einem römischen Gutshof hervorgegangen ist. Dafür spricht nicht zuletzt der Ortsname selbst, der allgemein als vordeutsch, vermutlich römischen Ursprungs angesehen wird. Mit Ausnahme der Pfarrkirche St. Arbogast, die 1972/73 archäologisch untersucht wurde und als älteste Baureste die Fundamente einer Kirche der Zeit um 700 n. Chr. lieferte, fehlte bisher jedoch jede Spur einer frühmittelalterlichen Besiedlung und damit eine Verbindung zwischen der nachgewiesenen römerzeitlichen Siedlung und dem mittelalterlichen Dorf.

Seit dem Berichtsjahr liegt nun ein erster konkreter Hinweis vor, dass sich der frühmittelalterliche Ort tatsächlich im Umkreis der Kirche entwickelte, wo bereits eine römerzeitliche Siedlungsstelle lag. Im Hinterhof des Bauernhauses Kirchplatz 18 wurde erstmals in Muttenz ein frühmittelalterlicher Siedlungsbefund festgestellt. Es handelt sich dabei um die Reste eines Grubenhauses mit vier Eckpfosten. Grubenhäuser waren im Frühmittelalter eine geläufige Gebäudeform, die dank dem Umstand, dass sie zu einem Teil im Boden eingegraben waren, archäologisch oft nachweisbar sind. Grubenhäuser waren selbständige hölzerne Kleinbauten, eigentliche

Das Bauernhaus am Kirchplatz 18, in dessen Hinterhof die frühmittelalterlichen Siedlungsspuren ans Licht kamen.

links:
In der östlichen Hälfte des Hinterhofes waren keine mittelalterlichen Befunde mehr erhalten. Im Vordergrund zeichnet sich im Boden die dunkle Verfüllung des Grubenhauses ab. Im Hintergrund die heutige Liegenschaft, dahinter die Kirchturmspitze St. Arbogasts.

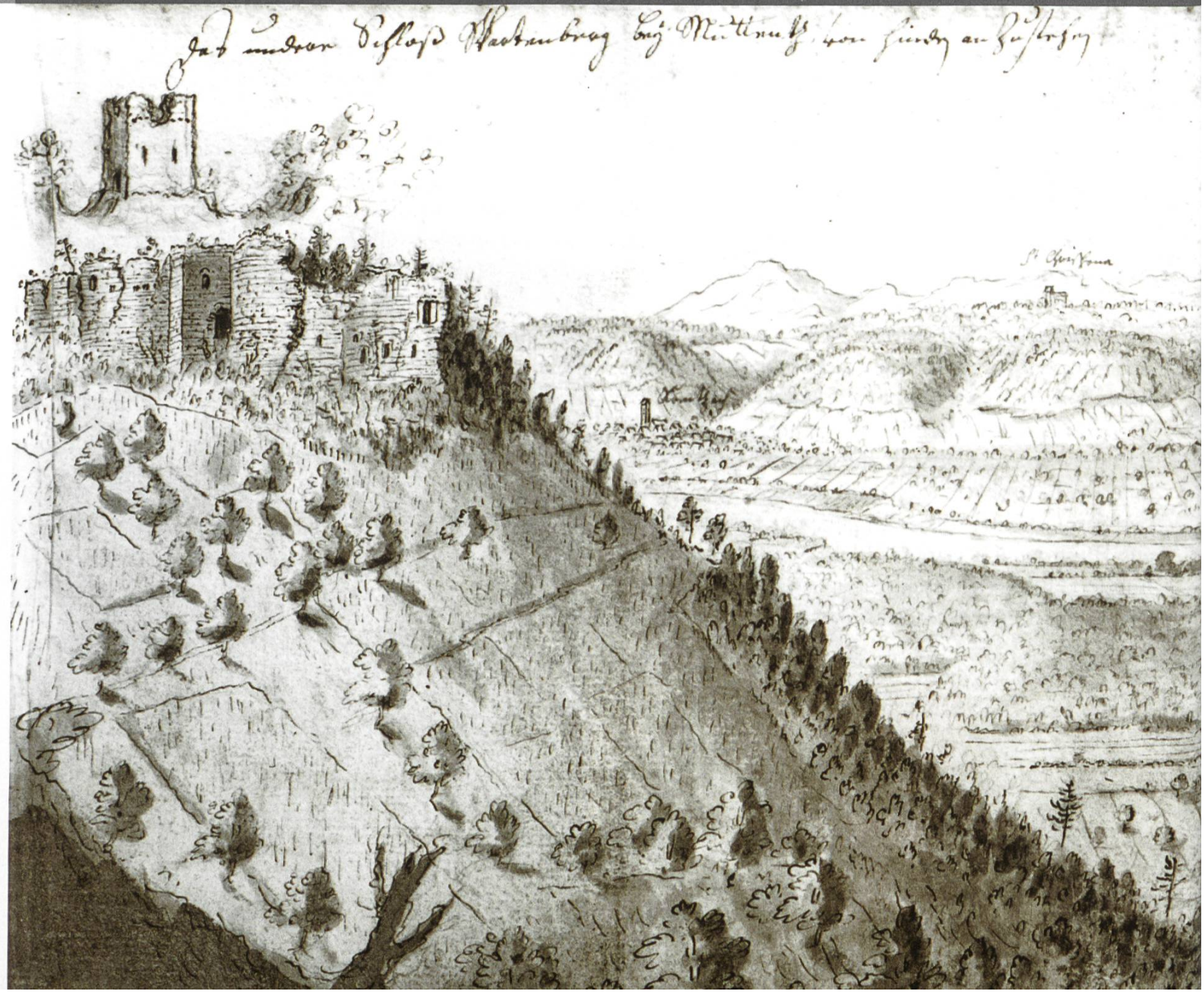
rechts:
Die Lage der neu untersuchten Fläche im Bezug zur Kirche, letztere mit hervorgehobenem frühmittelalterlichem Kirchenbau (grün) und Gräbern (orange).

Halbkeller, in denen möglicherweise Vorräte gelagert wurden, die man aber nachweislich vor allem als Webkeller nutzte.

Das Muttenzer Grubenhaus von 2.1 × 2.4 Meter war nur noch 10 Zentimeter tief erhalten. Sein Bautypus mit den vier Eckpfosten sowie die in seiner Verfüllung geborgenen Funde – unter anderem rollstempelverzierte Keramik, die auf der Töpferscheibe gefertigt wurde (so genannte sandige Drehscheibenware) und der dünne Bügel einer Gürtelschnalle aus Buntmetall – datieren den Befund ins 8. Jahrhundert. Einige Pfostengruben im Umfeld zeugen von ebenerdigen Bauten in der nahen Umgebung. Sie könnten in dieselbe Zeit gehören, waren aber fundleer. Andere Gruben sind durch Funde in die jüngere Neuzeit datiert.

Bericht: Reto Marti
Örtliche Leitung: Jan von Wartburg
Oktober 2008

Die Nordhälfte des Grubenhauses ist freigelegt: Gut erkennbar sind die Löcher, die die hölzernen Eckpfosten hinterlassen haben.



Der vordere Wartenberg war bereits zur Zeit Emanuel Büchels (1748) eine stark zerfallene Ruine. Die aktuellen Untersuchungen betreffen den Mauerbereich rechts (Kupferstichkabinett Basel).

Muttenz, vorderer Wartenberg: ein letztes Stück Originalmauer

Zum Jahresende hin überraschte uns die Gesellschaft Pro Wartenberg mit Arbeiten am Vorderen Wartenberg in Muttenz. An der Ostmauer der Burg, der letzten grossflächig erhaltenen Mauerpartie im Originalzustand des 12./13. Jahrhunderts, war mit einer Sanierung begonnen worden. Es konnte erreicht werden, dass die Arbeiten eingestellt und ihre Fortsetzung auf das Frühjahr 2009 verschoben wurden. Bis dahin wird die Bauherrschaft zusammen mit der Archäologie Baselland und mit der Beratung des Bundesexperten Dr. Lukas Högl eine Planung für die Arbeiten erstellen, so dass diese Mauerpartie fachgerecht gesichert werden kann.

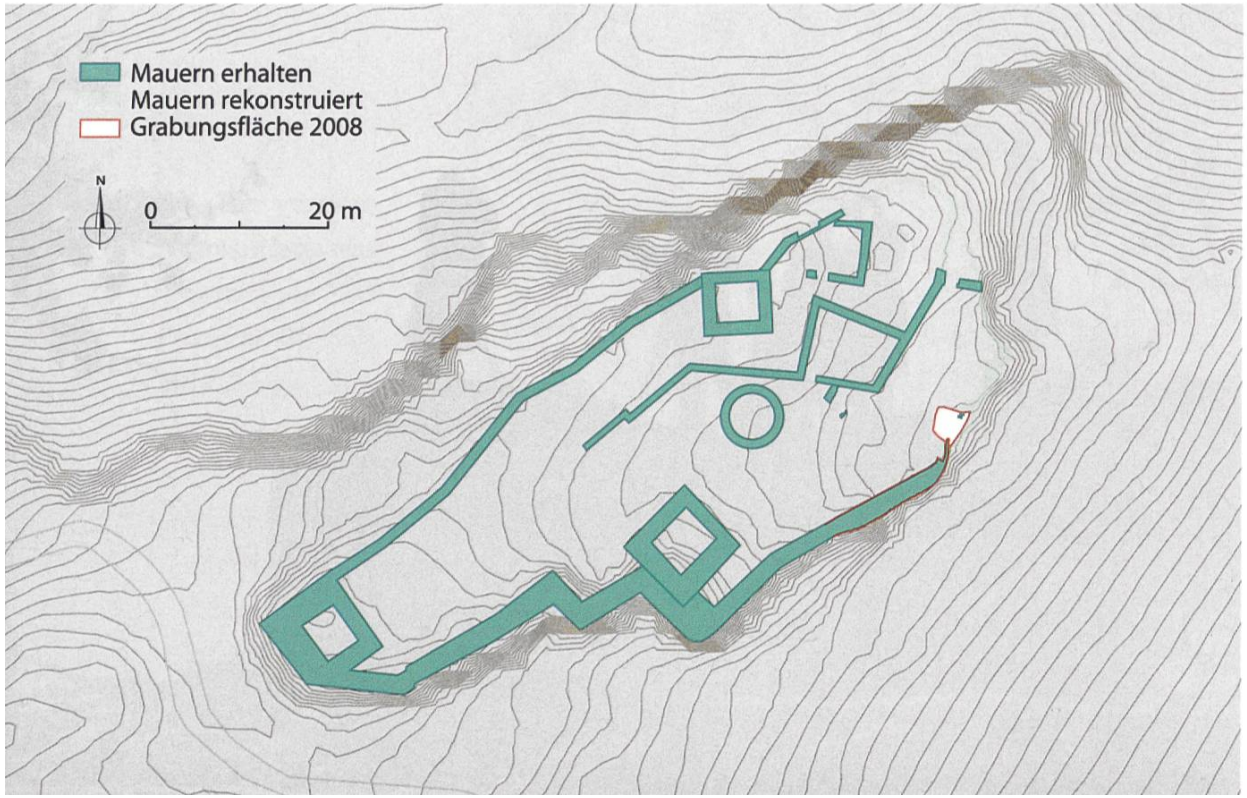
Die mit den Flickarbeiten beauftragte Baufirma hatte bereits vor unserem Eintreffen in der Flucht der Ostmauer, in einem Bereich, der bereits früher abgestürzt war, eine Stützmauer errichtet. Nachträglich konnte die Archäologie Baselland die Profilwände der etwa 3 x 2.5 Meter grossen Baugrube dokumentieren.

Dieser Bodeneingriff ergab zum ersten Mal in der Geschichte der Erforschung des Vorderen Wartenbergs einen Einblick in Kulturschichten, die an die dort noch erhaltenen Reste der östlichen Ringmauer anstossen. Ältere Bodeneingriffe sind bisher nie wissenschaftlich dokumentiert worden.

Viel archäologische Substanz wurde 1939/41 bei Festungsarbeiten der Schweizer Armee zerstört.

Die Lage der geplanten Mauersanierung und der dokumentierten Profilwände.

Beim Freilegen der drei Profile wurde Gefässkeramik vom 11. bis 14. Jahrhundert geborgen, und es zeigte sich, dass in der Burganlage trotz mannigfaltiger neuzeitlicher Eingriffe offenbar doch noch ungestörte Kulturschichtreste vorhanden sind.



In den Profilen liessen sich im Wesentlichen vier Schichten unterscheiden. Die unteren beiden stellen mit grosser Wahrscheinlichkeit die Verfüllschichten der ehemaligen Baugrube der Ringmauer dar. Die Baugrube wurde nach der Erstellung der Mauer wieder verfüllt und das Gelände im Burginnern eingeebnet. Bei der oberen der beiden Verfüllschichten handelt es sich um einen gelben, mergeligen Lehm, dessen Oberkante im Profil horizontal verläuft. Dadurch wirkt die Schicht wie ausplaniert. Eine dünne, stark holzkohlehaltige Schicht liegt auf dieser Oberfläche auf: ein Hinweis darauf, dass die

Oberfläche eine zeitlang offen stand und sich so Holzkohle als Folge der Siedlungsaktivität ablagern konnte. Für eine Brandschicht, die auf die Zerstörung der Burg hinweisen könnte, ist sie allerdings zu dünn. Den oberen Abschluss der Schichtenfolge bildet eine dicke und weitgehend homogene Humusschicht, die sich im Laufe der Jahrhunderte nach der Aufgabe der Burg gebildet hat.

Obwohl der beobachtete Ausschnitt nur klein war, ergab er doch einen sehr interessanten Einblick in die Geschichte des Vorderen Wartenbergs. Es zeigte sich ein kleiner Querschnitt der Burggeschichte vom Bau der Ringmauer bis zu der Zeit, als die Burg längst aufgegeben war.

Projektleitung: Michael Schmaedecke
Örtliche Leitung und Bericht: Jan von Wartburg
November 2008

Das nördliche Profil mit einer deutlichen gelben Planieschicht. Rechts die Überreste der Ringmauer.

Pratteln, Meierhof. Die anlässlich der Grabungen 2007 entdeckten Flecken im Boden der spätmittelalterlichen Kellerecke liessen schon damals an Rotwein denken. Doch würde sich dieser Verdacht nach über 500 Jahren noch erhärten lassen?

Pratteln, Meierhof: Neues zu sehr alten Flecken

2007 bot eine grosse Überbauung die Gelegenheit, ein umfangreiches Areal nördlich und östlich des aktuellen Pratteler Meierhofes archäologisch zu untersuchen. Im letzten Jahresbericht findet sich eine erste Zusammenfassung der Resultate dieser äusserst ergebnisreichen Grabung.

In der Grabung von 2007 wurden unter anderem die Fundamente eines im Kern wohl spätmittelalterlichen Gebäudes freigelegt, das wir als Vorgänger des heutigen Meierhofes interpretieren, der zum Kloster St. Alban in Basel gehörte. Der Kernbau des Gebäudes besass einen in den Hang eingetieften Halbkeller von 5 × 5.4 Metern mit Mörtelboden, an den in späterer Zeit ein zweiter, wenig grösserer Kellerraum angebaut wurde. Auch der zweite Raum wies einen Mörtelboden auf, in dem sich aber die Negative von im Boden eingelassenen Balken abzeichneten. Diese Balken interpretierten wir als Auflager am ehesten für Fässer, den zweiten Keller mithin als Weinkeller.

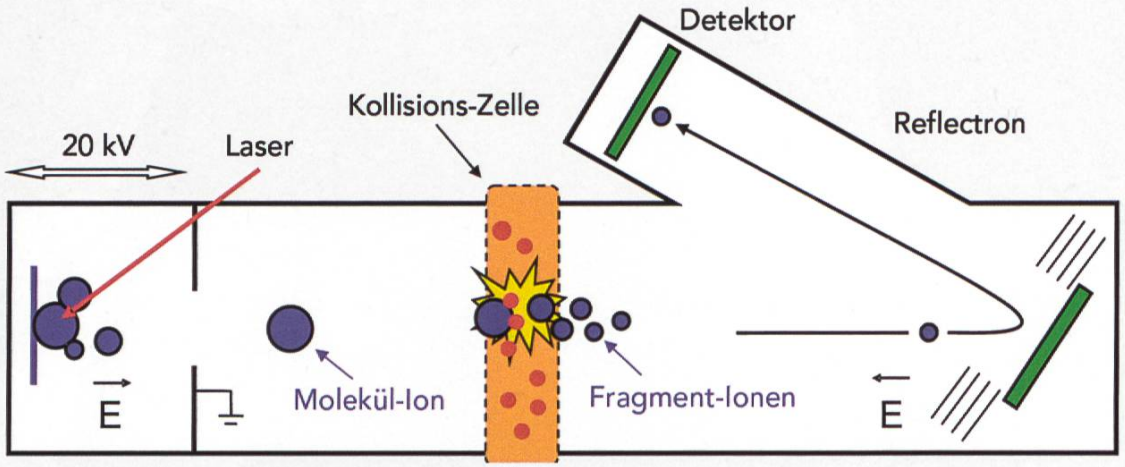
Beim Abbau des älteren, brandzerstörten Kellerteils zeichneten sich in der Südostecke unter dem Mörtelboden im Untergrund zwei rotbraune Flecken ab. Da sie über 30 cm tief in den Boden reichten und eine etwas andere Färbung aufwiesen als für eine Brandrötung üblich, kam die Frage auf, ob es sich – in Hinblick auf den Befund im Nachbarkeller – nicht um Rotweinflecken handelt könnte.

Der spätmittelalterliche Halbkeller während des Abbaus des Mörtelbodens, mit den roten Flecken in der rechten oberen Ecke.

Im Massenspektrometer wird die Materialprobe in Fragment-Ionen aufgetrennt. Diese lassen Rückschlüsse auf das Ausgangsmaterial zu.

Auf der Suche nach einem Labor, das diese Frage klären könnte, gelangte die Archäologie Baselland über die Vermittlung von Erwin Hildbrand vom Sammlungszentrum des Schweizerischen Landesmuseums an David Drissner, Mitarbeiter in der Forschungsanstalt Agroscope-Changins Wädenswil Acw, Abteilung Lebensmittelmikrobiologie und Spezialanalytik.

Dank seiner grossen Erfahrung im Aufbereiten derart alter und fragiler Materialproben und dank des Einsatzes modernster Analysemethoden gelang es



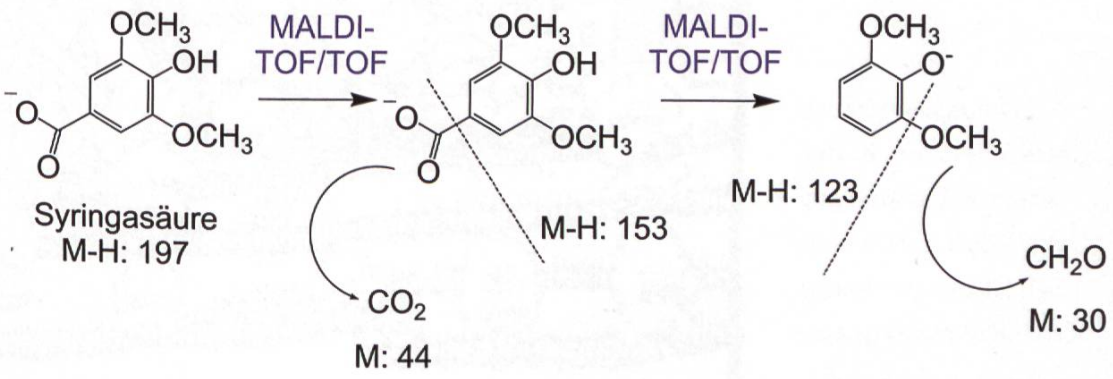
David Drissner, mittels Massenspektrometrie-Analyse (MALDI-TOF/TOF) nachzuweisen, dass diese Flecken Syringasäure enthalten. Syringasäure entsteht durch eine alkalische Reaktion aus Malvidin-3-glucosid, welches die wesentliche farbgebende Substanz blauer Trauben darstellt.

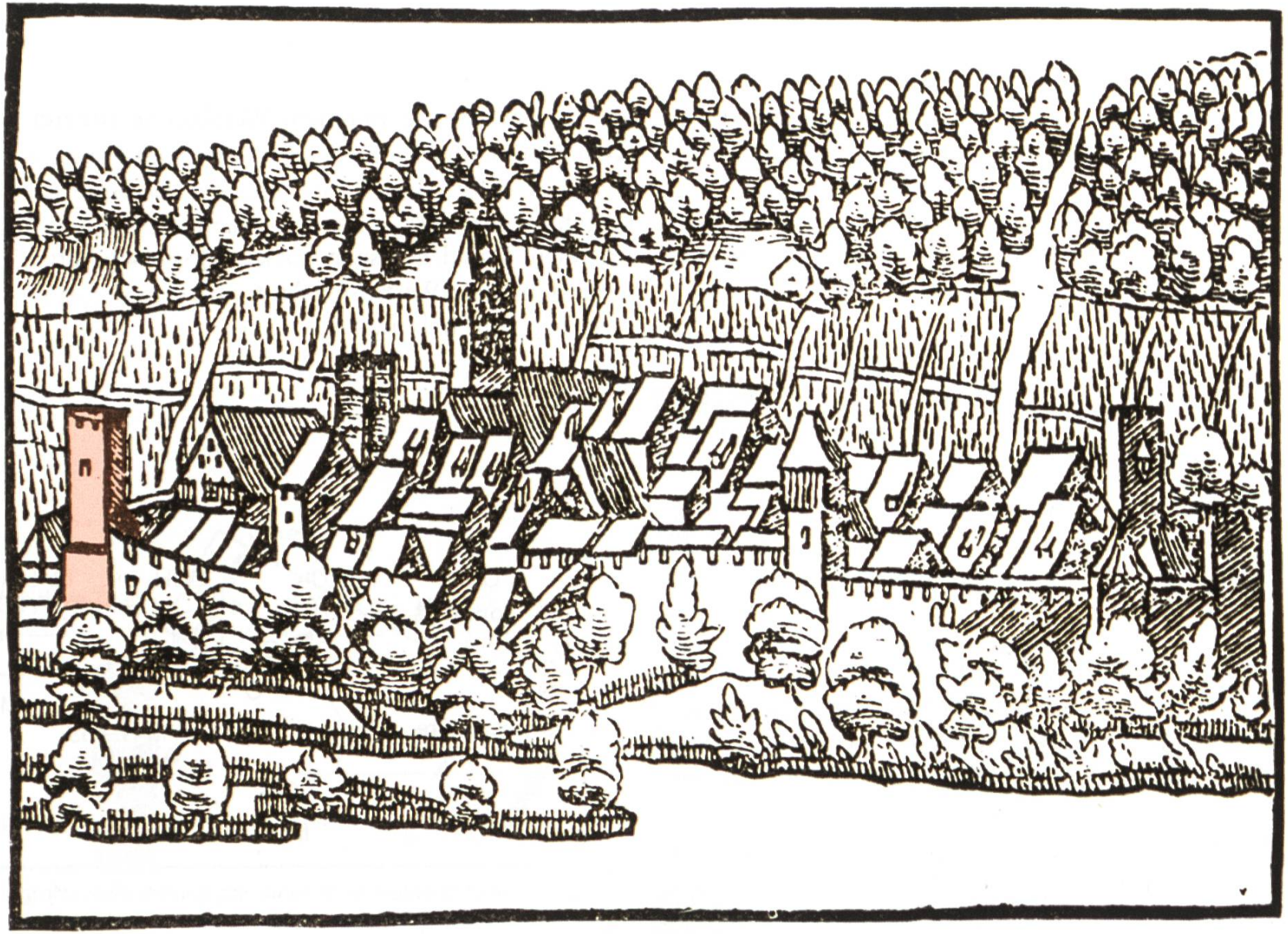
Damit ist der Beweis erbracht, dass die beiden Keller tatsächlich mit dem Weinbau zu tun haben. Die Flecken zeigen wohl den Standort der Trotte an. Nur über ein jahre- oder gar jahrzehntelanges Einsickern von Traubensaft konnte sich der organische Farbstoff im Boden derart anreichern, dass er in Resten bis heute erhalten und analytisch nachweisbar blieb.

Ohne Zweifel wurde schon in der Römerzeit der Weinbau in unserer Region betrieben. Aus der Aescher Klus ist eine Weinrebe bekannt, die nach der Radiokarbon-Datierung ins frühe Mittelalter, am ehesten ins 5. oder frühere 6. Jahrhundert gehört. Der ältere Meierhof von Pratteln dürfte indes einen der frühesten konkret fassbaren baulichen Befunde im Zusammenhang mit dem Weinbau in unserer Region darstellen.

Bericht: Reto Marti
Analysen: David Drissner, Forschungsanstalt Agroscope-Changins Wädenswil ACW
Nachtrag zur Grabung 2007

Das Schema zeigt, wie der MALDI-TOF/TOF Massenspektrometer die Syringasäure in Molekül-Ionen und diese in Fragment-Ionen aufspaltet.





Liestal, Seestrasse (Costenzerturm). In der ältesten Darstellung der Stadt Liestal von 1548 ist der markante Costenzerturm gut zu erkennen (Eidgenössische Chronik von Johannes Stumpf).

Liestal, Seestrasse: Ein Turm, dem Fortschritt geopfert

Vor der Neugestaltung des Platzes beim Liestaler Wehrmannsdenkmal wurde das gesamte Einzugsgebiet der Seestrasse umfassend saniert. Vorhandene Leitungen mussten ersetzt, neue gebaut werden. Schon früher war man bei solchen Bodeneingriffen auf Mauerreste und einen aus Steinplatten gefügten Kanal gestossen, der wohl im Bereich des obersten Stadtgrabens/Schleifewuhrweg nach der Aufgabe der Wehranlagen Wasser aus dem oberen Weiher und aus dem Innern der Stadt abzuführen hatte.

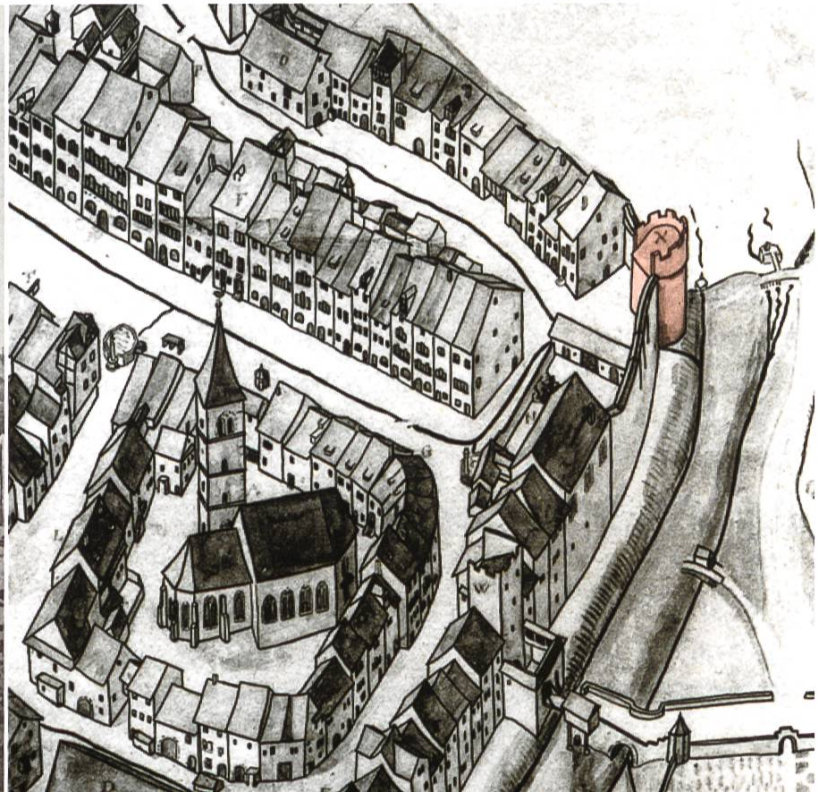
Sämtliche Grabarbeiten wurden von der Archäologie Baselland überwacht, was dank des guten Einvernehmens mit der Bauleitung trotz engen terminlichen Vorgaben reibungslos funktionierte. Besonders gespannt war man auf den Bereich der ehemaligen Stadtmauer, waren hier doch Reste des so genannten Costenzerturms zu erwarten.

Über die Ursprünge des in jüngerer Zeit als Pulverturm genutzten Costenzerturms wissen wir wenig. So ist ungewiss, ob er bereits anlässlich des Baus der Stadtmauer im mittleren 13. Jahrhundert errichtet wurde. 1483 ersetzte man ihn durch den «nuwen Turn», der in Grösse und Anlage das Vorbild für den etwas jüngeren Thomasturm am Eingang zur Buchelistrasse abgab. In Stumpfs Chronik von 1548 ist der wohl etwas überhöht gezeichnete Halbschalenturm mit Zinnenkranz gut zu erkennen.

Letzte Reste zwischen Leitungsgräben: Das Mauerfragment des Turmes (rechts) stösst mit einer Fuge an die Stadtmauer (links).

Ansicht des alten Regierungsgebäudes mit Stadtmauer und Costenzerturm, um 1840 (Museum.BL)

Die aktuelle Grabung hat nun gezeigt, dass die Fundamente der Stadtbefestigung nur noch fragmentarisch erhalten sind. Exakt zwischen zwei bestehenden Leitungsgräben hat sich jedoch ein sehr aufschlussreicher Rest erhalten. An ihm lässt sich ablesen, dass der halbrunde Turm nachträglich an die Stadtmauer angebaut wurde. Ob das erfasste Mauerstück indes zum ältesten Turm, zur Erneuerung von 1483 oder gar zu einer Unterfangung gehört, die 1603 nach einem «gross Wasser» nötig geworden war, bleibt ungewiss. Dies liesse sich nur mit einer kompletten Freilegung der Fundamente klären.



1850 musste der mächtige Turm dem Fortschritt weichen: Der Landrat beschloss, das Regierungsgebäude für das Archiv, die Gerichtslokale, die Kantonsbibliothek und das Kantonsmuseum nach Westen zu erweitern. Der Turm und Teile der anstossenden Stadtmauer wurden abgebrochen. Den Schutt verwendete man zum Auffüllen des hinteren Sees, und aus dem so gewonnenen Platz wurden später Parkplätze. 1854/55 schliesslich legte man eine Strasse durch die entstandene Baulücke und schuf so einen neuen, direkten Durchgang von der Altstadt zum im Entstehen begriffenen Bahnhof, der eine neue Aera in der Verkehrsplanung des aufstrebenden Kantonshauptortes einläutete.

Bericht: Reto Marti
Örtliche Leitung: Jan von Wartburg
Februar bis September 2008

Die nachgezeichnete Stadtansicht von Jakob Meyer (1663) zeigt – wenn auch nicht ganz authentisch – dass der Turm als Schalenturm an die Stadtmauer stösst. Davor mündet der Stadtbach im Graben.

Der Verlauf der Stadtmauer mit Lage des Costenzerturms (rot) beim Regierungsgebäude. Grün: weitere historische Mauern und der Kanal.

Liestal, Steinenbrüggli: vom Transitweg zum bedrohten Idyll

Das so genannte «Steinenbrüggli», gut einen Kilometer südlich der Altstadt von Liestal gelegen, befindet sich am Ausgang des Frenkentales an einem wichtigen alten Verkehrweg. Bevor die Passstrasse zum Oberen Hauenstein auf der rechten Talseite in Richtung Altmarkt geführt wurde, verlief hier der grösste Teil des Transitverkehrs vom Ergolztal in Richtung Süden.

Der schlechte Zustand des Bauwerks, der bereits zu einer Deformation des Brückengewölbes geführt hatte, machte eine Sanierung dringend nötig. Und die Sanierungsarbeiten erforderten den Einsatz der Archäologie Baselland. Es galt, die Brücke baubegleitend zeichnerisch und fotografisch zu dokumentieren und dreidimensional zu vermessen. Ziel war es, vor der Sanierung, die unweigerlich die originale Bausubstanz verändern würde, mehr über die Geschichte der bisher undatierten Brücke – im Volksmund auch «Römerbrücke» genannt – herauszufinden. Dank der guten Zusammenarbeit mit dem Bauunternehmer vor Ort, der Bauleitung und der Bauherrschaft verliefen die Untersuchungen sehr erfolgreich.

Im westlichen Teil der Brücke wird die Füllung, der so genannte Brückenkörper, entfernt.

<

Das Steinenbrüggli bei Liestal vor Beginn der Sanierung.

Im Zuge der Sanierung musste im Westteil die innere Verfüllung der Brücke, der so genannte Brückenkörper, entfernt werden. Dies ermöglichte einen aufschlussreichen Einblick ins Innere der Brücke. Er sollte die wichtige Frage klären helfen, ob es Hinweise auf eine ältere Brücke an diesem Standort gibt oder ob die heutige Brücke in ihrem Kern gar noch Reste einer älteren Anlage enthält. Es zeigte sich aber, dass die Brücke in einem Zuge errichtet worden war. Interessant war eine Schicht von äusserst kompaktem Kalkmörtel, der mit einem Zuschlag von gemahlenen Ziegeln versehen war. Dieser so genannte Ziegelschrotmörtel deckte im Brückeninnern die Oberseite des Brückenbogens ab und schützte ihn so vor einsickerndem Wasser. Aus dem Mörtel konnte ein Stück Holzkohle geborgen werden, von dem wir uns eine Radiokarbon-Altersbestimmung erhoffen.

Der Brückenkörper reicht bis auf das Steingewölbe.

Die Bauweise der Brücke mit Zugstangen und Ziegelschrotmörtel-Abdichtung weist auf eine Entstehung im 17./18. Jahrhundert hin. Seit dieser Zeit erfuhr sie nur einen grösseren Umbau: 1891 verlegte man Betonplatten und montierte ein Metallgeländer. Spuren von Vorgängerbrücken – in den Fels gehauene Auflager für Balken oder dergleichen – fehlten. Sondierungen im Bereich der westlichen Zufahrt zur Brücke zeigten auch keine älteren Strassenkörper. Es gibt somit keine Hinweise auf eine ältere, gar römische Strassenführung an dieser Stelle. Vergleichbare Erkenntnisse ergaben vor einigen Jahren

Grabungen im Bereich der «Römerstrasse» in Langenbruck. Schon sie deuteten auf umfangreiche Erneuerungsarbeiten an der wichtigen Passroute über den Oberen Hauenstein in der früheren Neuzeit hin. Wo genau die Römer ihre Strasse durchführten, ist hingegen ebenso ungewiss wie die Lage der 1363 erwähnten *Steinenbrugg … obwendig dem alten merckt.* Da es kaum Standortalternativen gibt, ist denkbar, dass ältere Flussübergänge dem Bau der neuzeitlichen Anlage komplett zum Opfer gefallen sind.

Bericht: Jan von Wartburg/Reto Marti
Örtliche Leitung: Jan von Wartburg
August bis Dezember 2008

Details aus dem Brückeninnern mit Ziegelschrotmörtel-Abdeckung des Gewölbes und seitlichen Wangenmauern.

Rothenfluh, im Weiher. Im Uferprofil des Verbindungsgrabens zum Seitenarm der Ergolz ist der mehrlagige Schotterbelag über der Kofferung der älteren Landstrasse zu erkennen.

Rothenfluh, im Weiher: ein alter Verkehrsweg neu entdeckt

Der Natur- und Vogelschutzverein Rothenfluh-Anwil verband im Winter 2007/08 die Uferschutzzone entlang der Ergolz mit einem Altarm, der bei Hochwasser als Ausgleichsmöglichkeit für den Bach dienen soll. Bei diesen Baggerarbeiten wurde die alte Landstrasse durchschlagen, die von Basel über Sissach und Wittnau nach Aarau führte; gemäss dem Inventar historischer Verkehrswege der Schweiz (Ivs) ein Verkehrsweg von nationaler Bedeutung.

Wenige Meter südlich führt eine Tuffsteinbrücke über die Ergolz. Die heute unter Denkmalschutz stehende «Römerbrücke» aus dem mittleren 19. Jahrhundert ersetzte ein älteres Bauwerk, das bereits auf der Karte des Farnsburgeramtes von Georg Friedrich Meyer (1679) festgehalten ist.

Die jüngeren Beläge der angeschnittenen Strasse wirken schottrig und sind stark erodiert. Eine tiefer liegende Strassenoberfläche besteht jedoch aus sehr kompaktem, 2–5 cm dickem Mergel und einem bis zu 30 cm mächtigen Strassenkoffer aus grobem Kalksteinbruch. Sie ist etwas schmaler und scheint entlang der Ergolz eher nach Westen auszuscheren. Der Verlauf dieser älteren Strasse könnte deshalb auf einen älteren Bachübergang fast 20 Meter nördlich der heutigen Steinbrücke hinweisen.

Bericht und örtliche Leitung: Claudia Spiess
Februar 2008

Die «Römerbrücke» aus dem 19. Jahrhundert steht heute unter Denkmalschutz.

Zunzgen, Bachtelenweg. Alessandro Mastrovincenzo ist erleichtert, als er nach einem Kontrollabstieg in die Tiefen des Brunnens das Tageslicht wieder erblickt.

Zunzgen, Bachtelenweg: ein Zeuge aus der Zeit vor dem Wasserhahn

In der heutigen Zeit, in der Wasser in nahezu beliebiger Menge aus jedem Hahnen strömt, geht gerne vergessen, dass diese Art der Wasserversorgung noch gar nicht so lange besteht. Vor der Einführung von Reservoiren und Druckleitungen musste sich jeder Haushalt selber überlegen, wie er zum lebensnotwendigen Wasser kam. Wo keine Quelle vorhanden war oder ein offenes Gewässer keine ausreichende Qualität lieferte, musste das Grundwasser die nötige Versorgung abdecken. Zu diesem Zweck grub man Sodbrunnen.

Ein solcher Sodbrunnen wurde anlässlich der Neugestaltung des Bachtelenwegs in Zunzgen entdeckt. Ein Steinkreis unter dem Strassenbelag entpuppte sich rasch als ein «trocken», das heisst ohne Zuhilfenahme von Kalkmörtel gemauerter Schacht. Die Archäologie Baselland, die man zu Rate zog, beschloss darauf, dem Sodbrunnen auf den Grund zu gehen. Aus Sicherheitsgründen legte man den engen, tiefen Schacht nicht von Hand frei, sondern orderte einen so genannten Saugbagger.

Mit Hilfe des Saugbaggers gelang es, den Sodbrunnen bis in eine Tiefe von sieben Metern auszuheben. Dann versperrten Hölzer den weiteren Vortrieb. Der Schacht selbst muss noch rund ein Meter tiefer gewesen sein. Darauf weist die Länge eines Teuchelrohres hin, das auf der Brunnensohle auflag und vollständig geborgen werden konnte.

Der Blick in die Tiefe. Das Grundwasser stand in rund 7 Metern Tiefe auf 395 m. ü. NN.

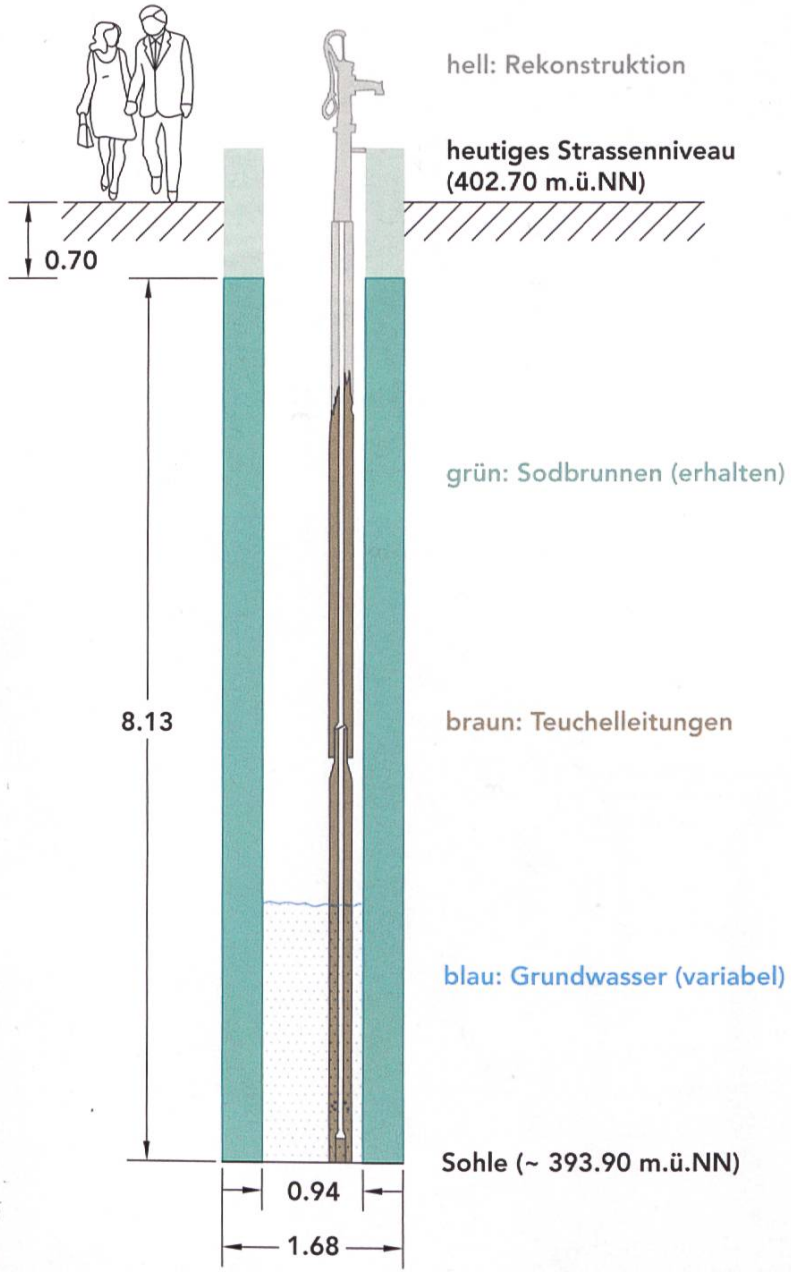
Während der Freilegung zeigte sich, dass der Sodbrunnen – wohl in einer jüngeren Nutzungsphase – mit einer Pumpe betrieben wurde. Davon zeugen zwei gut erhaltene Röhren, sogenannte Teuchel, aus Föhrenholz, die ineinander steckten und mit zwei Eisenbändern verbunden waren. Das Sohlenende war verschlossen und besass seitliche Eintrittslöcher.

Die beiden Teile des Teuchelrohres, mit dessen Hilfe man das Wasser aus dem Brunnen hochpumpte.

Wann der Brunnen angelegt wurde, ist schwer zu bestimmen. Auf den ältesten Dorfskizzen von Georg Friedrich Meyer (um 1680) ist kein Sodbrunnen erkennbar. Die Jahrringdatierung der wohl erst später eingebauten Teuchel ergab nur unsichere Fälldaten um 1722/1843 beziehungsweise 1748/1864, wobei durchaus auch andere Daten möglich wären.

Das moderne Wasserleitungssystem der Gemeinde Zunzgen geht auf das Jahr 1887 zurück. Doch schon auf dem ältesten Vermessungsplan von H. Schmassmann (1880) ist kein Sodbrunnen mehr zu erkennen. Im durch den Saugbagger geborgenen Füllmaterial fanden sich aber Funde des 19. Jahrhunderts. Die Grundeigentümer Scholer können sich zudem erinnern, dass ihr Onkel noch von einem Sodbrunnen an der Stelle gewusst hatte. All dies spricht dafür, dass der Brunnen spätestens um 1880 aufgegeben wurde.

Bericht: Reto Marti
Örtliche Leitung: Jan von Wartburg
November 2008



links:
Unter den gespannten Blicken aller Beteiligten schlürfte sich der «Saugmaster» der Firma Tozzo in die Tiefe. Steine mit bis zu 40 Zentimetern Durchmesser waren für ihn kein Hindernis.

rechts:
Längsschnitt durch den Sodbrunnen mit der Lage der hölzernen Teuchel.

Der Zehntenplan des Basler Geometers Georg Friedrich Meyer zeigt Sissach um 1689. Die Lage der Häuser an der alten «Landstrasse», der heutigen Hauptstrasse, lässt die stufenweise Erweiterung des Dorfes in west-östlicher Richtung erahnen. Das rot hervorgehobene mutmassliche Kornhaus markierte den Abschluss einer dieser Erweiterungen (Staatsarchiv Baselland).

Sissach, Hauptstrasse: «Strichcode» mit Kornhaus und Sodbrunnen

Zentrales Element der mit der Umfahrungsstrasse geschaffenen neuen Verkehrsführung in Sissach ist der so genannte «Strichcode». Zwischen der Hauptkreuzung beim Hotel Sonne und der Kreuzung Bahnhofstrasse/Bischofsteinweg wurde eine «Begegnungszone» eingerichtet, die für Automobilisten befahrbar bleibt, Fussgängern jedoch den Vortritt lässt. Um dies zu erreichen, wurde die alte Fahrbahn aufgehoben und der Belag mit diagonal laufenden Bändern aus Natursteinen gekennzeichnet – das namengebende Element des Projekts.

Da die Belagsarbeiten weitgehend im Bereich der bestehenden Strasse erfolgten, war die Archäologie Baselland nur am Rande involviert. Zu überwachen gab es den Aushub von ein paar Leitungsgräben. Im Übrigen war der tangierte Untergrund durch ältere Bodeneingriffe bereits nachhaltig gestört. Aussicht auf eine Erfolg versprechende Flächengrabung bestand nicht, umso weniger, als die Umgestaltung zur Schonung der geplagten Anwohnerschaft als so genannte «Expressbaustelle» konzipiert war. Das heisst, es wurde während der gesamten Bauzeit im Zweischicht-Betrieb von 6 bis 22 Uhr gearbeitet.

Zwei Stellen erbrachten dann doch noch archäologische Befunde: Im März meldete Robert Häfelfinger, in einem Leitungsgraben vor dem Restaurant Sternen seien Mauerreste angeschnitten worden, die wohl zum ehemaligen Kornhaus gehörten. Die Untersuchung der Fundstelle ergab zunächst zwar

Die Grabenarbeiten im Bereich des mutmasslichen Kornhauses vor dem Restaurant Sternen.

Die Spannung steigt ... Der Hohlraum unter der schweren Steinplatte entpuppte sich als Sodbrunnen!

keine konkreten Mauern, jedoch in knapp einem Meter Tiefe eine Brandschicht, die mit Bauschutt überdeckt war. Ein Stück der Westfassade kam etwas später ans Licht; es ist heute in einem Sichtschacht zu sehen. Im Abbruchschutt lagen zudem einige Tonplatten, die vom Kellerboden, wahrscheinlicher aber von einem Boden im Erd- oder Obergeschoss stammen dürften. Brandschicht und Bauschutt stammen wohl aus der Zeit des Abbruchs um 1928.

Die Vermutung, dass es sich bei diesem Gebäude um das ehemalige Kornhaus handelt, basiert zum einen

auf der auffallend freistehenden, in den Verlauf der ehemaligen Landstrasse hineinragenden Lage am Rande des alten Dorfkerns. Ausserdem erinnert die Situation mit dem gegenüberliegenden grossen Laufbrunnen und den ursprünglich offenbar vorhandenen grossen Einfahrtstoren für die Fuhrwerke an das ehemalige Kornhaus in Liestal, das heutige Museum.BL.

Ein zweiter Befund wurde einige Zeit später auf der gegenüberliegenden Strassenseite, hinter dem Laufbrunnen und neben der heutigen Bijouterie Berger entdeckt. Unter zwei grossen Kalksteinplatten sorgfältig verschlossen fand sich ein Sodbrunnen. Der aus schönen Kalkbruchsteinen gefügte Schacht war leer, noch knapp 4.5 Meter tief und endete im heute trockenen Kiesuntergrund. Auch dieser stumme Zeuge aus der Zeit vor der gemeindlich geregelten Trinkwasserversorgung wurde im Rahmen des Projekts «Strichcode» in einem Schacht sichtbar gemacht.

Bericht: Reto Marti
Örtliche Leitung: Jan von Wartburg
März und Juni 2008

Das mutmassliche ehemalige Kornhaus vor dem Abbruch um 1928 (Heimatkunde Sissach 1998).

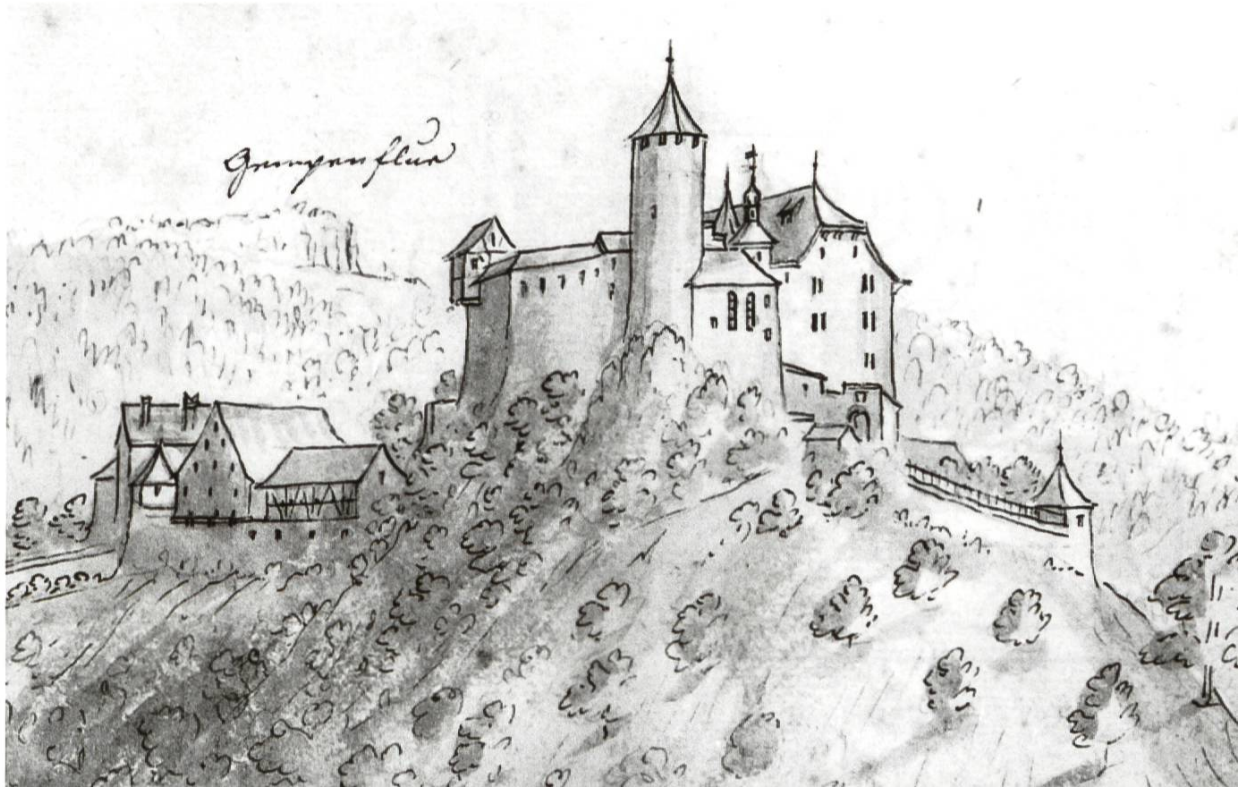
Luftaufnahme von Burg und Hofgut Birseck nach Abschluss der Restaurierungsarbeiten (Patrick Nagy, Kantonsarchäologie Zürich).

Arlesheim, Birseck: über Analysen zum Erdbeben von Basel

Die archäologischen Bauuntersuchungen, welche die Grundlagen für die anschliessende Sanierung der Burg Birseck lieferten, sind bereits seit einiger Zeit abgeschlossen (vgl. Jahresbericht 2006). Doch erst im Berichtsjahr konnte eine wichtige Frage geklärt werden: diejenige nach dem Ausmass der Schäden, die das grosse Erdbeben von Basel 1356 verursachte.

Die schriftliche Überlieferung zu den Zerstörungen des Erbebens von 1356 ist leider sehr fragmentarisch. Die meisten Nachrichten darüber wurden erst Jahre oder Jahrzehnte danach niedergeschrieben. Immerhin geht aus diesen hervor, dass in der Region rund 60 Burgen mehr oder weniger grosse Schäden erlitten. Deren Ausmass wird jedoch in keinem Fall benannt. So spielt die Archäologie eine wichtige Rolle in der Frage nach der Heftigkeit des damaligen Bebens. Diese wiederum ist nicht zuletzt für die Beurteilung der heutigen Erdbebengefährdung im Raum des südlichen Oberrheingrabens von grosser Bedeutung.

Im Falle der Birseck sind die Quellen glücklicherweise etwas ausführlicher: Die *brisegg* erscheint nicht nur um 1380 in einem Katalog der so genannten Erdbebenburgen. Es ist vielmehr auch überliefert, dass der damalige Besitzer, Bischof Johannes von Vienne, selber zu wenig Mittel besass, um die Burg wieder instandzusetzen. Zur Verhinderung weiteren

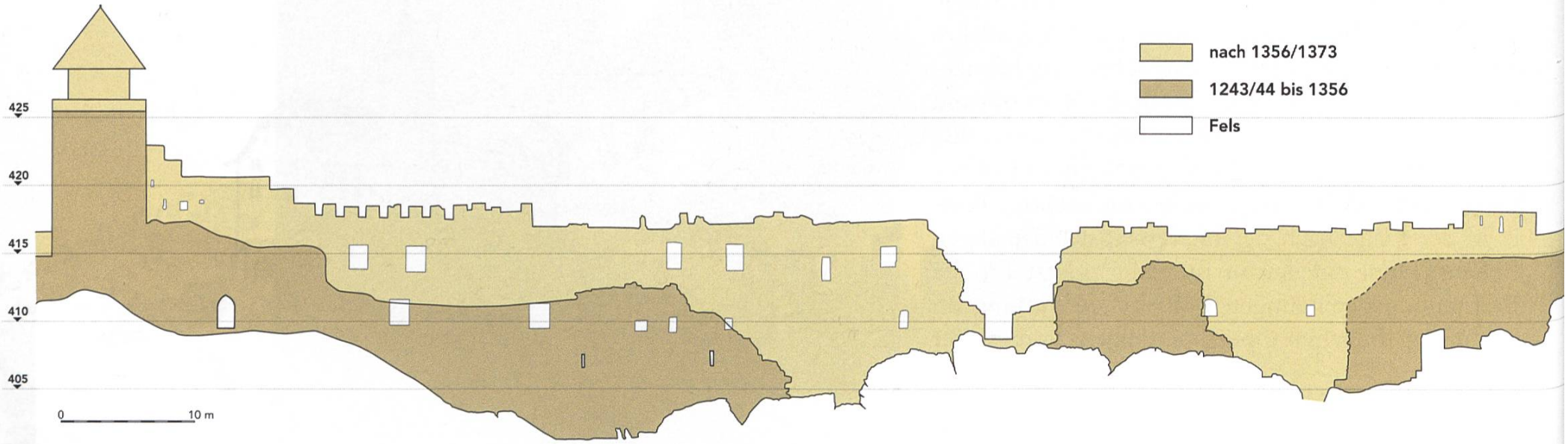


Ansicht von Schloss und Hofgut Birseck um 1754, lavierte Federzeichnung von Emanuel Büchel (Kupferstichkabinett Basel).

Die Untersuchung zeigte, dass man grosse Teile der Umfassungsmauer nach 1356/1373 neu aufbauen musste.

Schadens verpfändete er 1373 die Burg deshalb mit umliegenden Besitzungen an die Herren von Ramstein mit der Auflage, dass diese den Betrag von 500 Gulden in den Wiederaufbau zu investieren hätten. Offenbar wurden die Arbeiten rasch in Angriff genommen, denn es zeigte sich bald, dass der veranschlagte Betrag nicht ausreichte. 1377 wurde er um weiter 300 Gulden erhöht.

Die archäologischen Untersuchungen ergaben zwar klar, dass weite Teile der Umfassungsmauer Anzeichen einer Erneuerung zeigten. Diese liessen sich

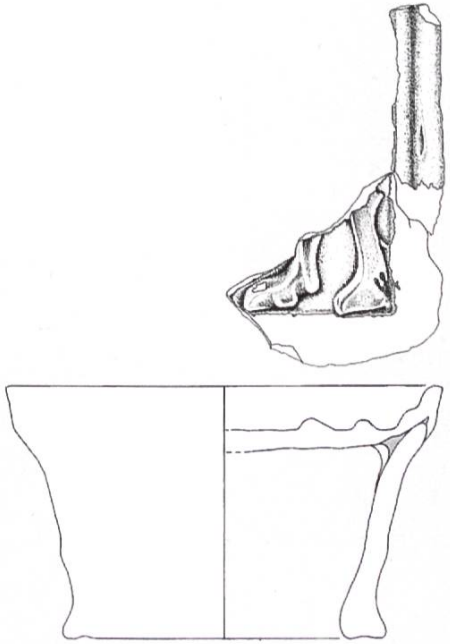


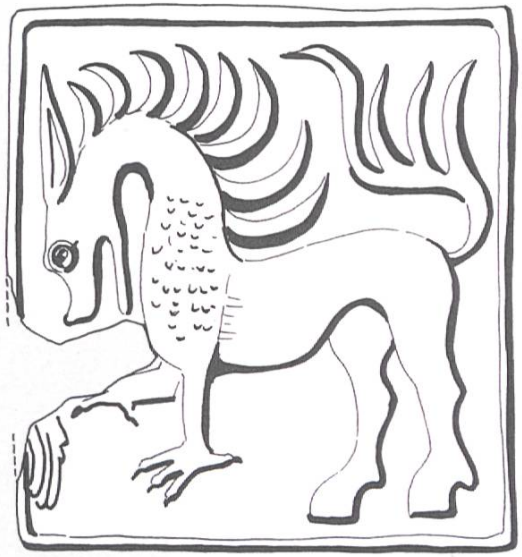
jedoch nicht ohne weiteres mit den historischen Ereignissen in Verbindung bringen. Im Gegenteil: Ein einzelner, um 1450 datierbarer Balken schien darauf hinzuweisen, dass der eigentliche Wiederaufbau erst im 15. Jahrhundert erfolgte.

Dank einer Radiocarbon-Datierung und den Scherben einer vermauerten Ofenkachel liess sich nun ein zuvor undatierbares Bauholz, das im Mauerwerk des Wiederaufbaus eingesetzt war, zeitlich eingrenzen und über die Jahrringmethode praktisch jahrgenau auf 1373 datieren. Auch andere Hölzer verweisen die Baumassnahmen nun klar ins 14. Jahrhundert.

Mit diesen neuen Erkenntnissen lässt sich das beträchtliche Ausmass der Erdbebenschäden ziemlich klar umreissen: Nur der Turm scheint das Beben mehr oder weniger unbeschadet überstanden zu haben. Über 50% der Umfassungsmauer und sicher den gesamten Wohntrakt musste man neu aufbauen. Dass dafür die beträchtliche Summe von 800 Gulden ausgegeben wurde – ein Basler Stadthaus an bester Lage kostete nicht einmal einen Viertel davon – spricht dabei für den hohen Prestigewert der Birseck, die bald auch wieder Bischofsresidenz wurde.

Bericht: Reto Marti
Dendrochronologie: Raymond Kontic, Basel
C14-Daten: Georges Bonani, ETH Zürich
Nachtrag zu den Bauuntersuchungen 2004–06





Die Fragmente einer Ofenkachel (links) waren im Mauerwerk von 1373 vermauert. Rechts eine ganz erhaltene Kachel mit vergleichbarem Motiv.

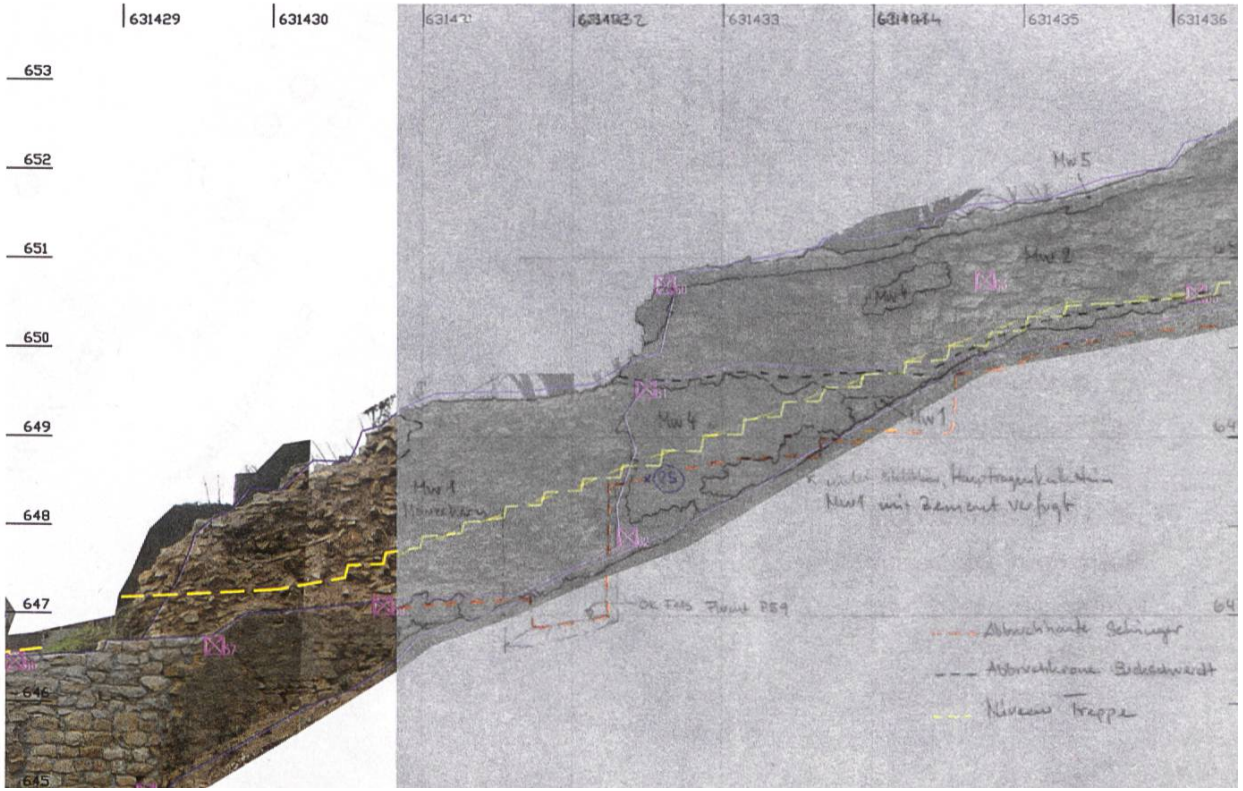
Läufelfingen, Homburg. Mitarbeiter der Stiftung Öko-Job legen die überwachsenen Mauern frei.

Läufelfingen, Homburg: Vor der Sicherung die Bauaufnahme

Vor und während der aktuellen Sicherungsarbeiten auf der Homburg sind umfassende Dokumentationsarbeiten nötig. Im Berichtsjahr wurden die Bauwerke ausserhalb des Wohnturms erfasst. Die gesamten Mauerzüge wurden mit dem Tachymeter eingemessen und die Fotos der Maueransichten fotogrammetrisch entzerrt und eingepasst. Auf den so entstandenen, massgetreuen Vorlagen kartierten wir anschliessend den Zustand vor der Sanierung, die noch erhaltenen originalen Mauerteile sowie Befunde, die während den teilweise nötigen Abbrucharbeiten zum Vorschein kamen. Mit dieser Technik blieb uns die aufwändige Zeichenarbeit von Hand erspart und der gesamte Mauerkörper ist digital und dreidimensional dokumentiert. Die Resultate werden nach Abschluss der Bauanalyse 2009 vorgelegt.

Parallel dazu hat das Team der Stiftung Öko-Job, das auf der Homburg ansonsten für die Unterhaltsarbeiten verantwortlich ist, mit grossem Einsatz die Mauern und das umgebende Gelände vom Bewuchs befreit. Dabei sind sie auf einen speziellen Fund gestossen: eine Urkunde der Pfadfinder der Gruppe Elch aus Schönenwerd aus dem Jahre 1959, ergänzt 1978 und 1983. 1992 haben Soldaten die Liste verlängert und 2008 die Mitarbeiter von Öko-Job. Der kleine Schatz ist bereits wieder gut versteckt.

Bericht und örtliche Leitung: Claudia Spiess
Projektleitung: Michael Schmaedecke
April bis November 2008



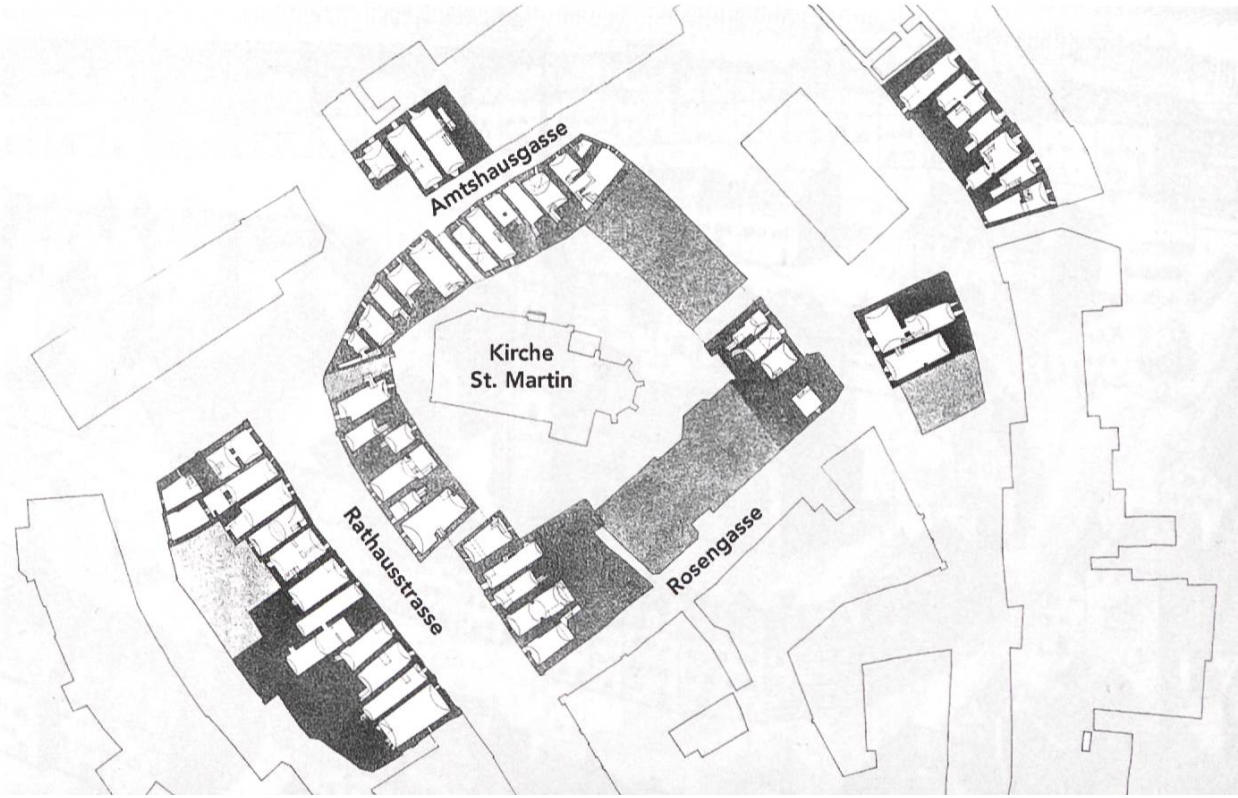
Fotogrammetrisch entzerrte Maueransicht mit Passpunkten für die Fotos und transparentem Deckblatt für Erläuterungen.

Der Ausschnitt aus der GIS-Karte mit dem Stadtkern von Liestal zeigt die Lage der archäologisch nachgewiesenen mittelalterlichen und neuzeitlichen Mauern (grün) in der heutigen Bebauung. Die roten Punkte kennzeichnen die archäologischen Untersuchungen.

Liestal, Amtshausgasse: das Wachsen einer Häuserzeile

Die durch einen Umbau ausgelöste bauliche Untersuchung der Liegenschaft Amtshausgasse 2 förderte interessante Befunde zutage. In Verbindung mit den Resultaten aus den Nachbarliegenschaften Amtshausgasse 4 und 6 sowie Rathausstrasse 1 und 3, die in den letzten fünfzehn Jahren partiell archäologisch untersucht werden konnten, ist es möglich, das Wachstum dieser Häuserzeile ab dem späten Mittelalter nachzuzeichnen. Wichtige Anhaltspunkte hierzu liefern zum einen mehrere entdeckte Fensteröffnungen, zum anderen Bauhölzer, die mit den Mitteln der Dendrochronologie, der Jahrringmessung, exakt datiert sind. Die Befunde reichen bis in die Zeit um 1400 zurück. Die spärlichen Spuren aus Spätantike, Früh- und Hochmittelalter erlauben vorläufig keine Rückschlüsse auf eine noch ältere Bebauung.

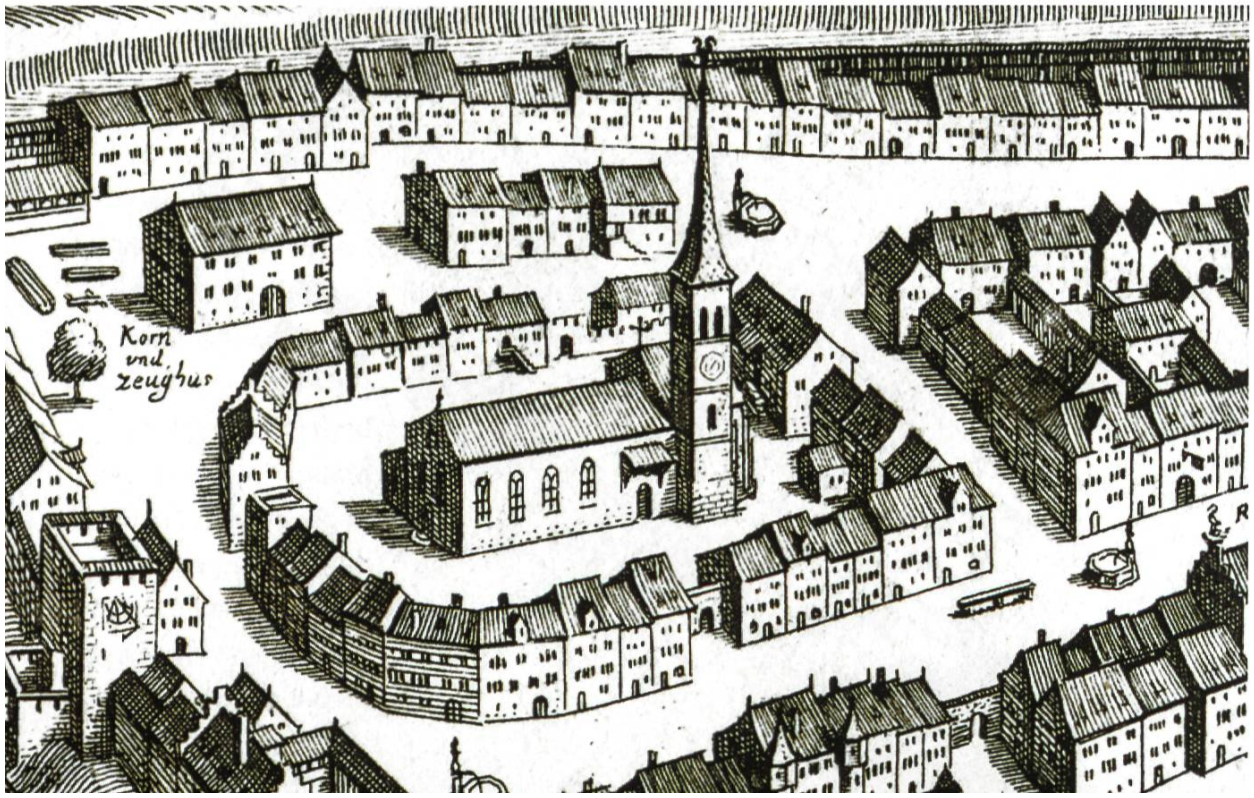
Fasst man die Resultate aller bisher durchgeführten bauhistorischen Untersuchungen und archäologischen Ausgrabungen im Bereich des Häusergevierts um den Kirchhof – des vermuteten Siedlungskerns von Liestal – zusammen, lässt sich der Verlauf der postulierten inneren und älteren Befestigungsmauer heute noch fassen. Unter anderem befinden sich jeweils ungefähr in der Mitte der heutigen Hausgrundrisse häufig Knicke in den Parzellengrenzen, Versätze in den Grundmauern und Grenzen der partiellen Unterkellerungen. Spätestens am Ende des 15. Jahrhunderts wurden Gebäude über



Schnitt durch die Untergeschosse des Häusergevierts um den Kirchhof, Stand 1989.

Prospekt von Johann Jakob Ringle und Matthäus Merian (1642). Die Durchgänge in den Kirchhof sind noch nicht überbaut.

die gesamte Länge der heutigen Parzellen gebaut und die vor allem im Erdgeschoss störende interne Zwischenmauer entfernt. Lediglich die Bereiche mit den vier in den Kirchhof führenden Durchgängen blieben bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts als unverbaute Mauerpartien erhalten.



Zurück zur Amtshausgasse: Einer der ältesten Befunde stellt eine Mauerecke im hofseitigen Teil von Haus Nr. 6 in der heute nicht mehr unterkellerten Gebäudehälfte dar. Der Befund lag drei Meter unter dem Niveau des aktuellen Erdgeschosses unter abgelagertem Schutt, direkt auf dem natürlichen Kiesuntergrund. Der Mauerrest mit einer Breite von 1.2 m war noch 0.5 m hoch erhalten. Aufgrund der Mächtigkeit dürfte es sich um die Überreste eines Kellerraumes gehandelt haben. Im Innern des Raumes lag ein Mörtelestrich. Die genaue Ausdehnung der Mauer bleibt unbekannt.

Dieser hofseitige Keller wurde gegen Ende des 15. Jahrhunderts aufgegeben. Eine über dem Mörtelboden liegende, 1.1 m dicke Schicht aus verbranntem Lehm, durchsetzt mit Holzkohle, Ziegelfragmenten und Mörtelbröckchen, deutet auf einen Brand hin. Ein Dreibeintopf aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts mit wandständigem Tüllengriff und Laschenfüsschen liefert den *terminus post quem* für

den Brand. Bei diesem Ereignis existierte der strassenseitige Keller bereits, die allfällige dazwischen liegende Partie der Ringmauer war schon abgebrochen. Über dem Bauschutt folgte eine bis zu 1.70 m mächtige lockere Schicht aus Kalksteinen und Kieseln. Das darüber neu angelegte Erdgeschoss scheint als Gewerberaum gedient zu haben, worauf zwei im Boden versenkte Wannen hinweisen.

Zumindest die Fassadengestaltung in der Amtshausgasse 6 stammt von einem Umbau von 1683, wie eine Inschrift über dem Haupteingang verrät. Während das Haus im Nordosten wohl an ein anderes Gebäude anschliesst – bestätigende Untersuchungen stehen noch aus –, stand es gegen Südwesten zu Beginn noch frei. Darauf verweist eine in der Hofhälfte des Erdgeschosses nach Westen orientierte, vermauerte Fensteröffnung. Es ist archäologisch nicht nachgewiesen aber sehr wahrscheinlich, dass lediglich eine Mauerpartie des Befestigungsringes mit Durchgang zum Kirchhof an die Giebelfassade von Haus Nr. 6 stiess.

Die bestehende Baulücke wurde zunehmend verbaut. Bereits im Jahr 1499 entstand an der bisher freistehenden Südwestfassade von Nr. 6 ein neues Gebäude, Haus Nr. 4. Die schon bestehende Fassade von Haus Nr. 6 diente dabei als Hausmauer des Neubaus. Die Deckenbalken wurden darin

«Orthographia» von Jakob Meyer von 1663 (Umzeichnung). Die Amtshausgasse 2 (rot) schliesst die Baulücke über dem Durchgang.

Im Dachgeschoss der Amtshausgasse 2 entdecktes und zum einst freistehenden Haus Nr. 4 gehörendes Giebelfenster und alte Giebelkante von Nr. 2.

eingemauert, was Mauerflicke um die Balkenköpfe zeigen. Bei den Decken im Erdgeschoss und dem ersten Obergeschoss handelt es sich um so genannte Schiebebolendecken mit Fischgratmuster. Die jahrgenaue Einordnung basiert auf der Jahrringdatierung der Deckenhölzer aus den beiden Räumen des ersten Obergeschosses. Sie belegt, dass Haus Nr. 4 die Parzelle in der gesamten Breite, also gassen- und hofseitig, in einem Zug überspannte.

Wie einst Haus Nr. 6 stand auch Haus Nr. 4 als Kopfbau neben dem Mauerabschnitt mit Durchgang zum Kirchhof. Ein in der Giebelfassade vorhandenes Mehrfachfenster lag ausserhalb dieses inneren Befestigungsringes. Es ist unklar, ob es in die Bauzeit gehört oder nachträglich eingefügt wurde. Die Wehrhaftigkeit des inneren Ringes scheint um 1500 jedoch nicht mehr von Bedeutung gewesen zu sein. Beidseitig nachgewiesene Giebelfenster belegen zudem, dass Haus Nr. 4 anfänglich höher war als Haus Nr. 6 und das später angebaute Haus Nr. 2.

Der Bau der Amtshausgasse 2 füllte schliesslich die Baulücke zwischen Haus Nr. 4 und der bereits bestehenden Liegenschaft Rathausstrasse 1 aus. Letztere beinhaltet spätmittelalterliche Mauerzüge und

wird in Merians Prospekt von 1642 als turmartiges Gebäude mit Flachdach dargestellt. Der althergebrachte Durchgang zum Kirchhof wurde ausgespart, ab dem ersten Obergeschoss jedoch überbaut. Dieser Bauvorgang muss aufgrund von Bildquellen in die Zeit zwischen 1642 und 1663 gesetzt werden. Eine Graubandfassung im gassenseitigen Raum im ersten Obergeschoss, dem so genannten Piano Nobile, darf in diese Zeit datiert werden und gehört damit in die Bauzeit des Hauses Nr. 2.

Durchführung und Bericht: Anita Springer
Dendrochronologie: Raymond Kontic, Basel
Mai 2008

Amtshausgasse 2.
Die Decke der gassenseitigen Stube im ersten Obergeschoss mit Graubandfassung aus der Bauzeit.

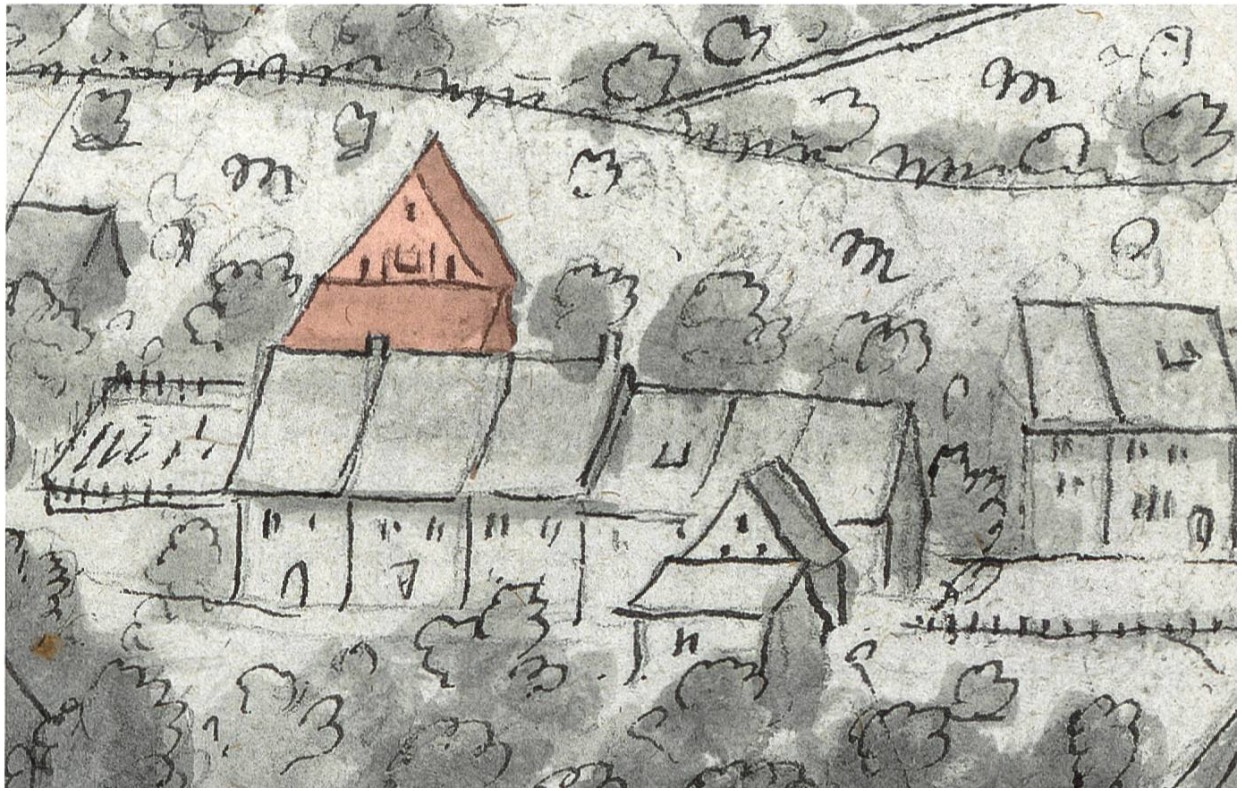
Lupsingen, Liestalerstrasse. Der Zustand im ersten Obergeschoss kurz vor dem Umbau im Sommer 2008 entspricht demjenigen von 1551/52. Die Holzeinbauten und Wandoberflächen sind seither unverändert geblieben.

Lupsingen, Liestalerstrasse: Vorratshaltung vor 450 Jahren

Etwas abseits hinter einer Zeile von Bauernhäusern, die eine der beiden Hauptstrassen des Dorfes säumen, liegt das Gebäude mit der ältesten Bausubstanz der Gemeinde Lupsingen. Der gemauerte Speicher stammt aus der Mitte des 16. Jahrhunderts. Er ist damit einer der frühesten erhaltenen Steinbauten der Region und bis heute der älteste noch zum grossen Teil erhaltene, freistehende Speicherbau in Massivbauweise, der aus dem Baselbiet bekannt ist.

Steinbauten lösen im Profanbau erst ab dem 16. Jahrhundert den Holzbau allmählich ab. Die gemauerten Speicher sind also eigentlich Nachfolger von Holzspeichern, von denen im Kanton noch vier erhalten sind. Drei stammen aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, der so genannte Herrenspeicher von Zunzgen gar aus dem Jahr 1426. Ein Dorf besass mehrere dieser kleinen Speicher, die wohl jeweils von mehreren Parteien genutzt wurden. Als zunehmend Keller, Estrich und Heubühne in den Wohnhäusern integriert wurden, verlor der freistehende Speicherbau an Bedeutung.

Der markante Speicher von Lupsingen blieb hinter diversen Holzanbauten lange Zeit unbeachtet. Die geplante Totalsanierung und Umgestaltung in ein Wohnhaus führte im Sommer 2008 zu einer bauhistorischen Untersuchung. Dabei zeigte sich, dass dem Gebäude ein dreigeschossiger, einraumtiefer Kernbau mit quadratischem Grundriss von knapp

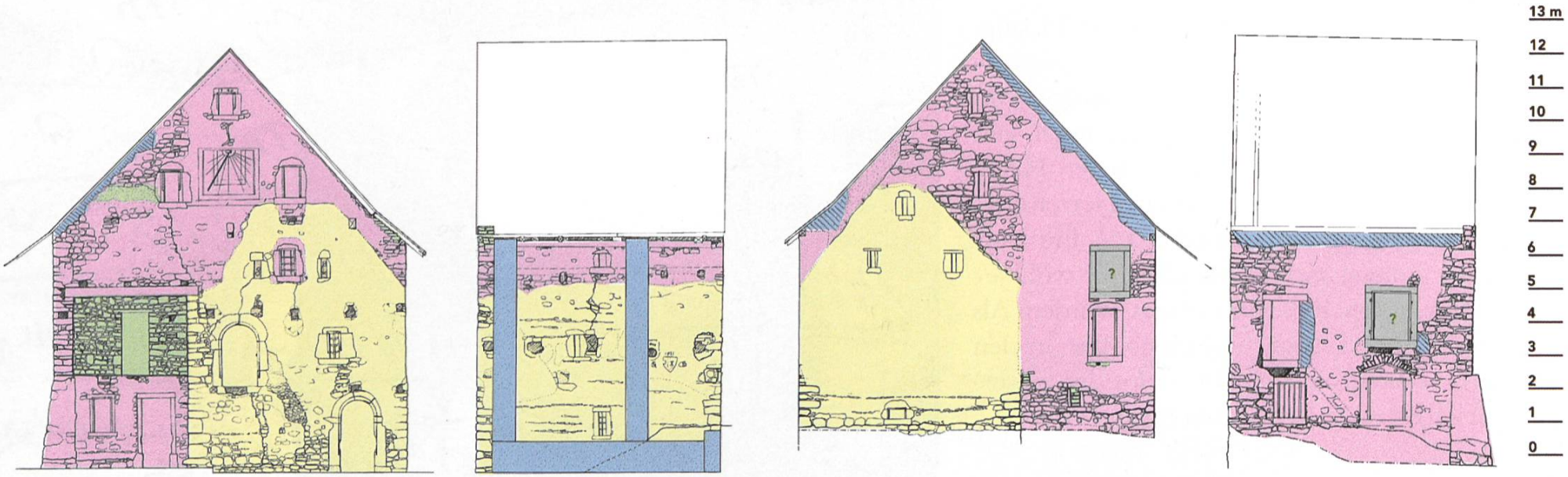


Auf der Zeichnung von Emanuel Büchel (1753) sieht man die Hauptfassade des Speichers mit Klebedach und Sonnenuhr.

Die Bauphasen des Speicherbaus:
gelb 1551/52
rot 1740
grün 19./20. Jh.
blau 2008.

50 m² zugrunde lag. Rückwärtig leicht in den Hang gebaut, besass dieser einen ebenerdigen Balkenkeller mit Zugang durch ein Rundbogentor in der gegen das Dorf gerichteten Giebelfassade. Der Hocheingang, der ins erste Obergeschoss führte, war ebenfalls zentral in die Schaufassade gesetzt und wahrscheinlich über eine steile, in der Mauer verankerte Holztreppe erreichbar. Ins Dachgeschoss gelangte man über eine interne Blockstufentreppe.

Dendrochronologische Analysen verweisen das Fälldatum des Bauholzes der Kellerdecke, der Decke des ersten Obergeschosses und der Blockstufentreppe in den Winter 1551/52. Mit Ausnahme eines



eichenen Deckenbalkens im Keller handelt es sich bei den verwendeten Balken um von Hand zugehauene Föhrenstämme. Die Balken des ersten Obergeschosses wurden zur Zierde auf ihren Unterkanten abgefast. Ein einfacher Bretterboden hatte dem Gewicht der gelagerten Güter standzuhalten. Wie der Plan des Geometers Georg Friedrich Meyer von 1679 belegt, war das Gebäude spätestens dann mit einem Ziegeldach ausgestattet.

Die Erschliessung des Kellers und der Obergeschosse erfolgte separat, was auf getrennte Besitzverhältnisse, aber auch auf die Aufbewahrung verschiedener Waren hinweisen könnte. So fanden Kühle und Feuchtigkeit benötigende Vorräte wie beispielsweise Rüben wohl im Kellerraum Platz. Die nachträglich aus dem Türgewände ausgeschlagenen Rundungen erlaubten zudem das Einbringen von Weinfässern, was wohl spätestens seit der Einrichtung einer Gastwirtschaft im davor liegenden Haupthaus um die Mitte des 18. Jahrhunderts der Fall war. Der Weinbau spielte in der Gemeinde noch lange Zeit eine wichtige Rolle. In den Obergeschossen dienten schmale, schartenähnliche Fenster mit sich gegen innen weitenden Laibungen der Durchlüftung. Das Raumklima eignete sich für die Lagerung von Heu, Getreide, Dörrobst etc. Auffällig ist die fensterlose rückwärtige Giebelseite im ersten Obergeschoss. Hier sollte wohl das direkte Eindringen von Feuchtigkeit verhindert werden. Neben den drei Fensteröffnungen im Keller und im ersten Obergeschoss dienten mehrere Lichtnischen für das Deponieren von Beleuchtungskörpern.

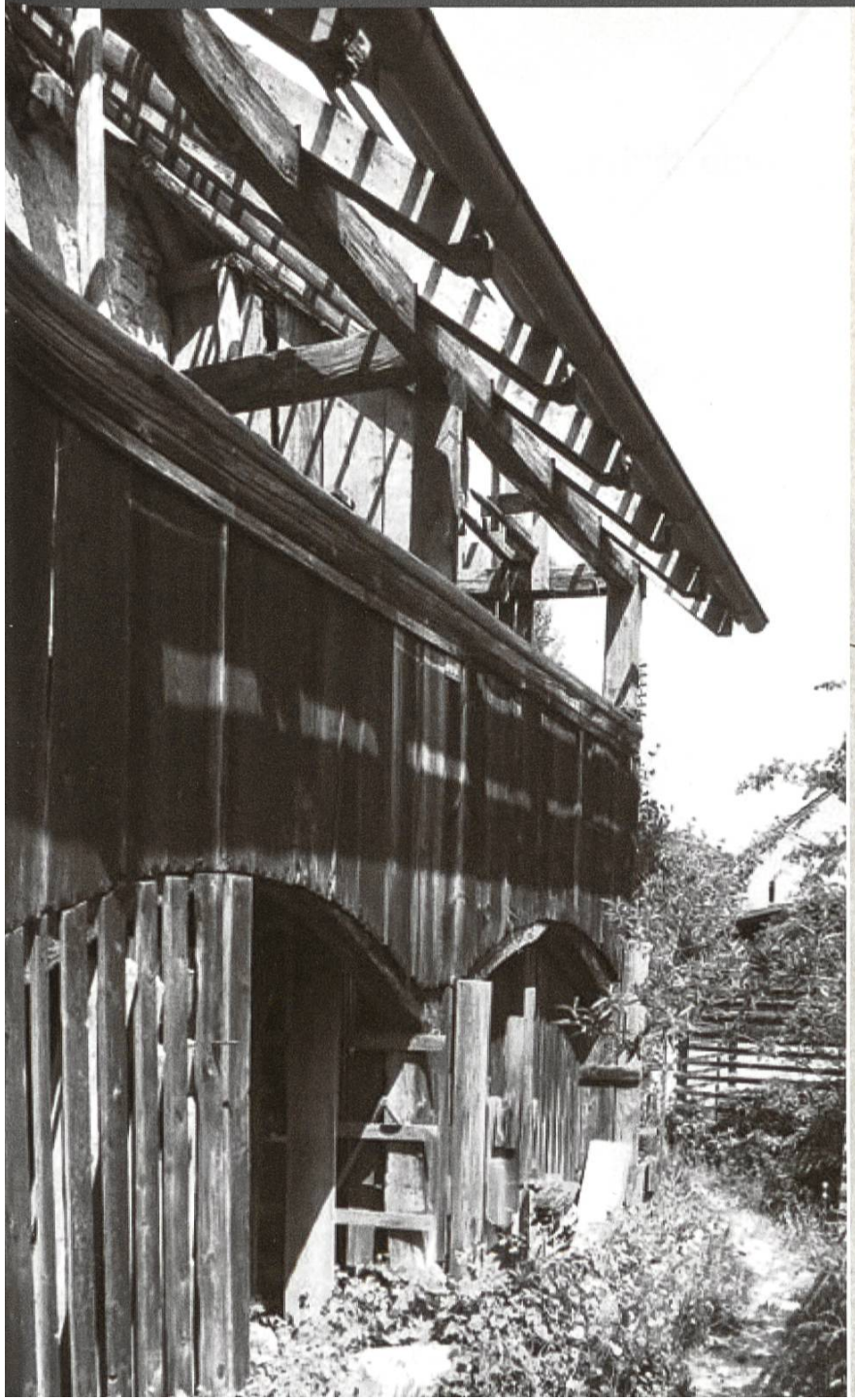
Speicherbauten galten als «Schatzkammern des Bauern». Mehrere Sicherheitsvorkehrungen wurden getroffen, um das Hab und Gut zu schützen. Die Eingänge öffneten sich gegen das davor liegende Wohnhaus und waren so kontrollierbar. Dies erschwerte den Zutritt für Unbefugte. Die drei Kellerfenster sowie das Fenster im ersten Obergeschoss der Hauptfassade waren vergittert. Die Kellertüre liess sich zudem mit einer Zugvorrichtung aus dem ersten Obergeschoss bedienen, worauf eine Kerbe im nächstgelegenen Deckenbalken und ein Loch im darüber liegenden Deckenbrett hinweisen. Aus Gründen des Brandschutzes wurde der Speicher in Lupsingen wie andernorts etwas abgesondert und

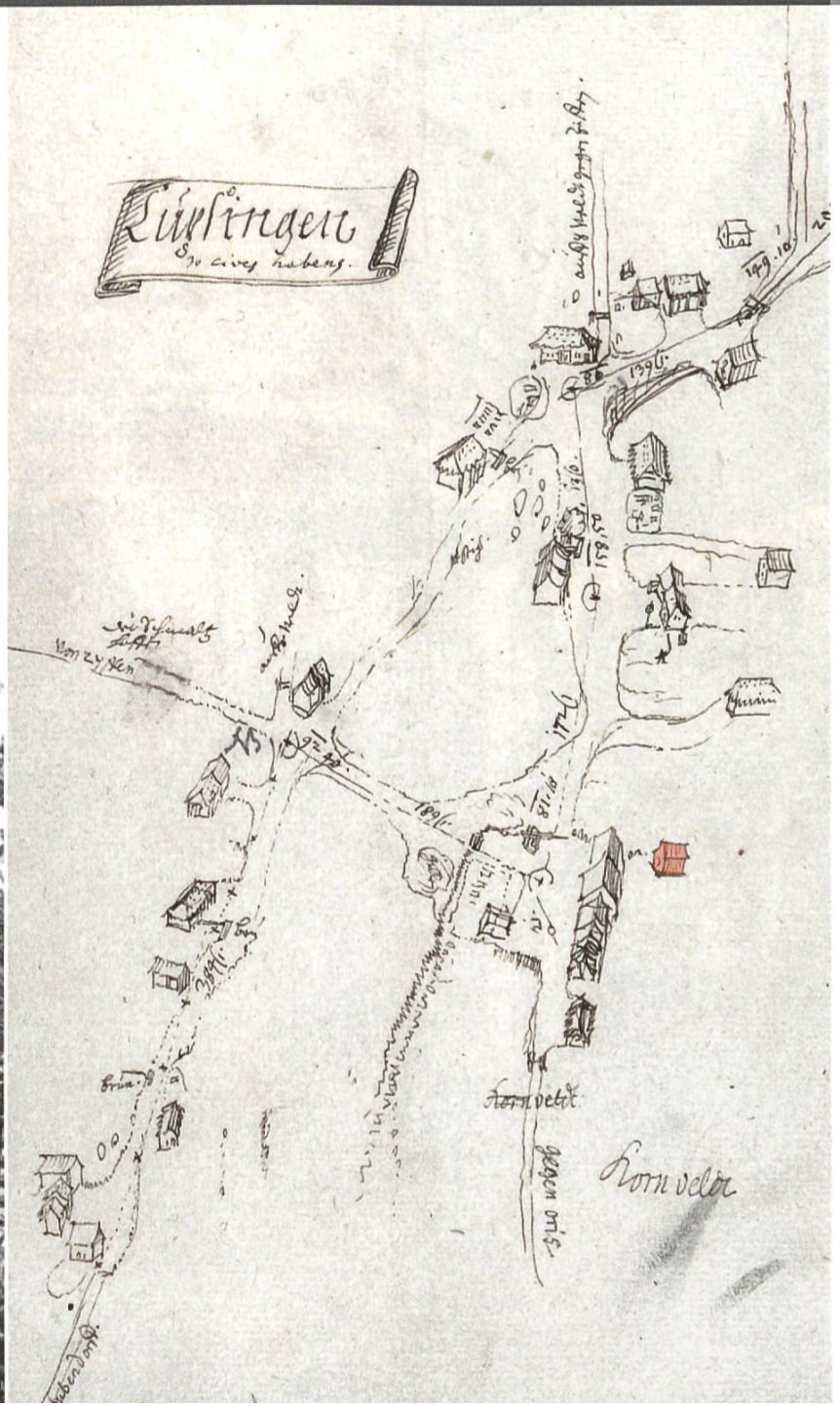
im Windschatten des Hauptgebäudes, also im Nordwesten, errichtet.

Aussergewöhnlich am Lupsinger Speicher ist die Tatsache, dass er bis heute lediglich einen einzigen, die Gestalt nachhaltig verändernden Ausbau erfahren hat. Die Baumassnahme erfolgte gemäss einer Inschrift im obersten Giebelfenster der Hauptfassade 1740. Sie darf in Zusammenhang mit dem Umbau der davor liegenden Häuserzeile in dieser Zeit gesehen werden. Bei der Baumassnahme blieben der spätgotische Kernbau mit seinen Einbauten und der Innengestaltung erhalten und die Wandoberflächen unangetastet! Die Vergrösserung des Speichers um einen zweigeschossigen Anbau und die Vereinigung unter demselben First bedingte jedoch die Aufstockung des Kernbaus und somit die Entfernung des Dachstuhles. Vom ursprünglichen Dach sind nur noch zugemauerte Löcher der einst über die Traufseiten hinausragenden Ankerbalken erkennbar. Die drei schmalen Giebelfenster der Schauseite wurden zugemauert und durch zwei grössere abgelöst. Die nun breitere und höhere Schauseite erhielt unterhalb des Giebelfeldes ein imposantes Klebedach vorgehängt, das mit einer Ständerkonstruktion unterstützt wurde. Diese erhielt eine laubenartige Bretterverkleidung.

Der Einbau eines Kamins sowie ein zusätzlicher Rauchabzug durch das Mauerwerk der Rückfassade lassen vermuten, dass der ebenerdige, einräumige neue Keller als Werkraum genutzt wurde. Im Obergeschoss trennte von Beginn weg eine brandsichere Bruchsteinmauer den vorderen, offenen Lagerraum von einem hinteren Raum ab. Doppelt geführte Balken sollten das zusätzliche Gewicht der Mauer aufnehmen. Wie der Kellerraum besass auch der hintere Raum im ersten Obergeschoss eine Feuerstelle, worauf der Russabdruck eines Kaminhutes hinweist. In einem späteren Umbau – eventuell 1921 – wurde die offene Seite des ersten Obergeschosses zugemauert. Er diente nun womöglich als Webzimmer oder zusätzlicher Wohnraum. Die meisten Fenster des Anbaus wurden bei diesem Umbau zudem auffällig vergrössert.

Durchführung und Bericht: Anita Springer
Juli 2008





links:
Die Hauptgiebelfassade mit Klebedach und Ständerkonstruktion von 1740. Blick nach Norden (um 1970).

rechts:
Die Lage des Speicherbaus (rot) in der Planskizze von Georg Friedrich Meyer von 1679 (Staatsarchiv Baselland).

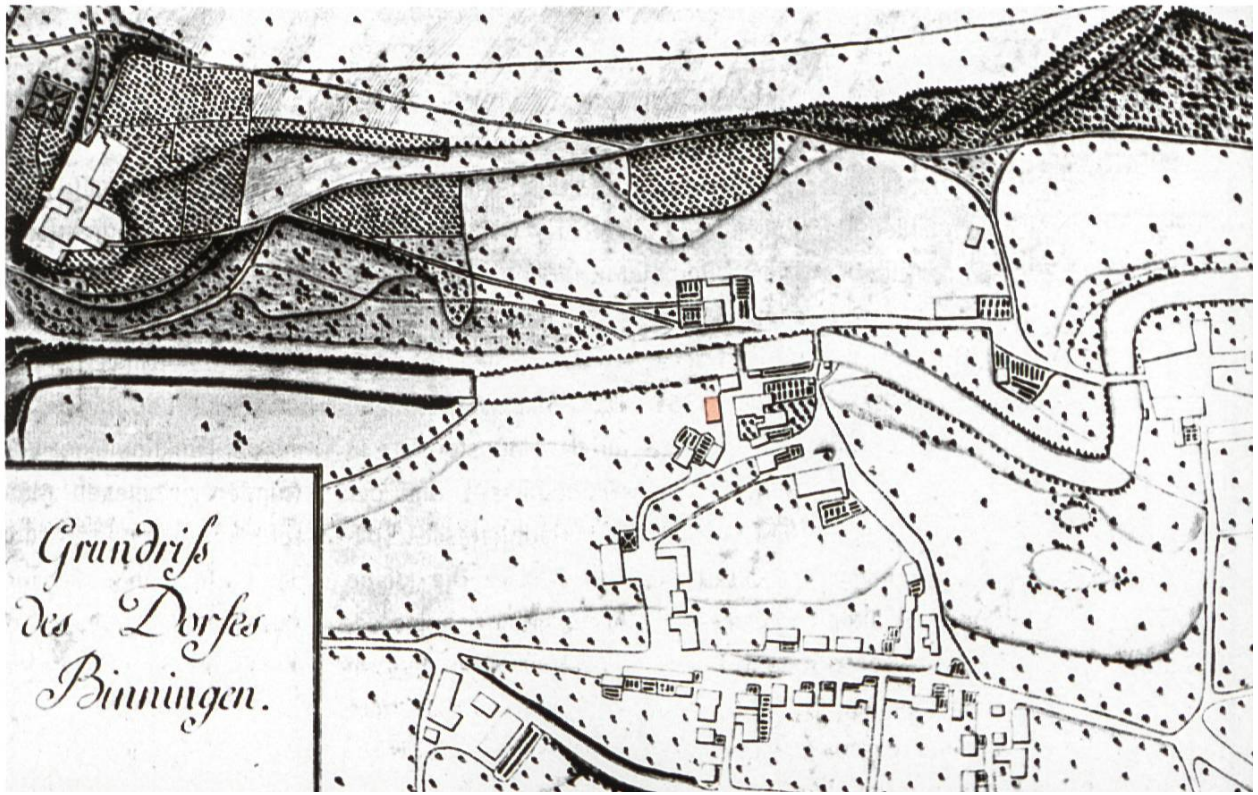
Binningen, Schlüsselgasse. Die alte Dorfschmiede lag vis-à-vis dem Gasthof zum Schlüssel. Es handelt sich um die dunkle Fassade im Hintergrund in der Bildmitte.

Binningen, Schlüsselgasse: Verlust eines Stücks Ortsgeschichte

Die Dorfschmiede an der Schlüsselgasse 4 in Binningen war eine der letzten frühneuzeitlichen Bauten der Gemeinde. Dendrochronologische Analysen datierten das Holz des Fachwerkbaus mitsamt Dachstuhl in den Winter 1599/1600. Er ist somit nur ein Jahrzehnt jünger als das 2006 untersuchte Imhofhaus, das ehemalige Zehntenhaus des Schlosses. Der Gebäudekomplex musste nun einem Neubau weichen.

Das Holzgerüst des ursprünglich 14 m langen Riegelbaus umfasste sechs Abbünde aus 30–40 Zentimeter dicken Eichenbalken. Die mächtigen Fussschwellen lagen zum Schutz vor Feuchtigkeit auf einer 60–80 Zentimeter hohen Sockelmauer. Die in den Schwellen verzapften Ständer waren geschossübergreifend, reichten also vom Erd- über das erste Obergeschoss bis unters Dach. Die teils sehr krummen Sparren des liegenden Dachstuhles liefen ab dem Kehlboden stützenfrei hoch. Die Ausfachungen waren mit lehmverschmiertem Flechtwerk ausgefüllt.

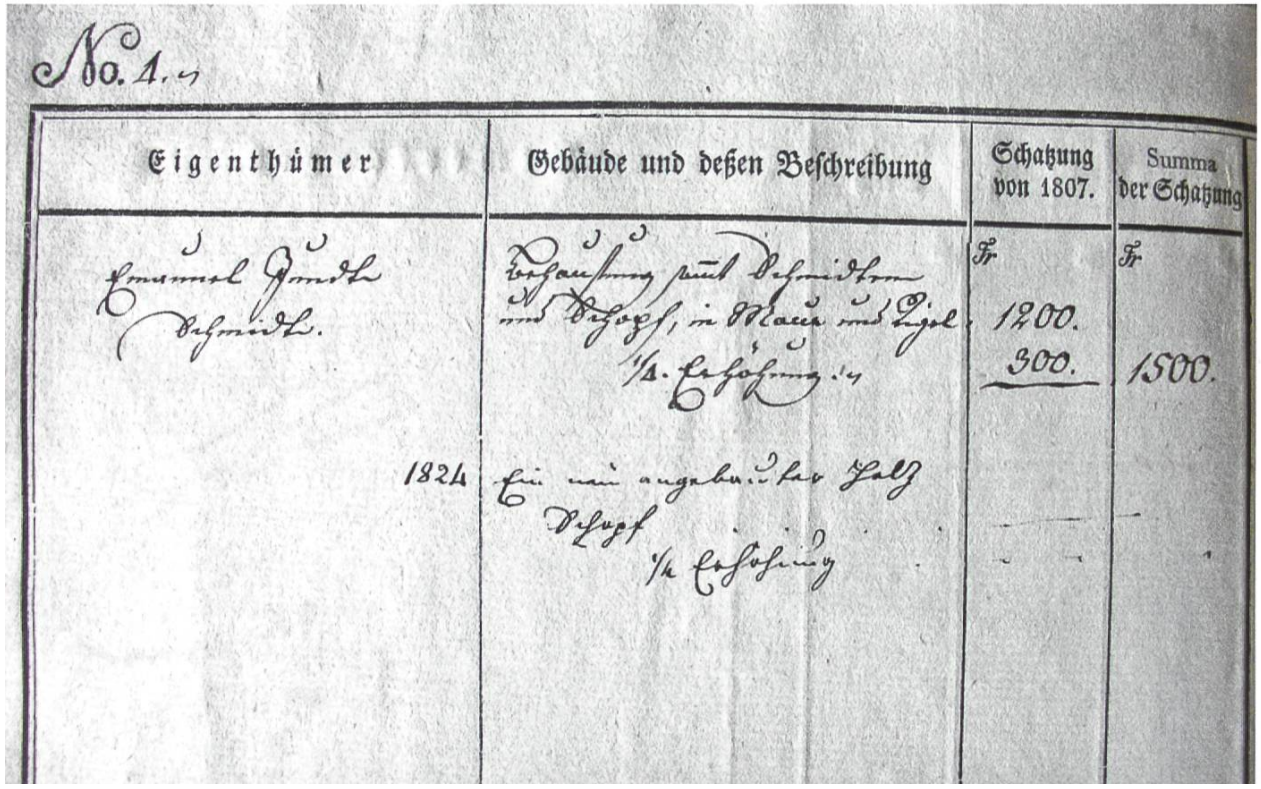
In den 1640er Jahren wurde der Kernbau im Osten, gegen den nahen Birsig, um 5 Meter erweitert. Der Anbau war von Beginn weg partiell mit einem Balkenkeller unterfangen. Das Erdgeschoss war aus Gründen des Brandschutzes massiv gemauert. Archäologische Befunde belegen für diesen strassen-



Ausschnitt der Karte von Samuel Ryhiner (1785). Die Lage der alten Dorfschmiede ist rot markiert.

Auszug aus dem Brandlagerbuch von Binningen (1807–1830). Das Gebäude beherbergt bereits mehrere Schmieden (Staatsarchiv BL).

seitig abgetrennten Raum die Nutzung als Schmiede. Im hinteren Teil befand sich der Erschliessungsbereich zu Keller und Obergeschoss, wobei der Keller über eine Blockstufentreppe zugänglich war. Das Obergeschoss und das neue Giebelfeld waren in Fachwerk aufgebaut, letzteres mit Eichenbalken.



No. 1.

Eigenthümer	Gebäude und deßen Beschreibung	Schatzung von 1807.	Summa der Schatzung
		Fr	Fr
Emanuel Gmür Schmied.	Behausung mit Schmiden und Schopf, in Mauer und Ziegel	1200.	
	1/4. Erhöhung	300.	1500.
1824	ein neu angebauter Holz Schopf		
	1/4 Erhöhung		

Teile des ersten Obergeschosses wurden als Wohnraum genutzt, wie der Einbau eines Kachelofens im Zimmer über der Schmiede sowie die Abtrennung einer Küche im rückwärtigen Teil des neuen Steinbaus zeigen. Letztere war als eine gegen den Dachraum offene Rauchküche eingerichtet.

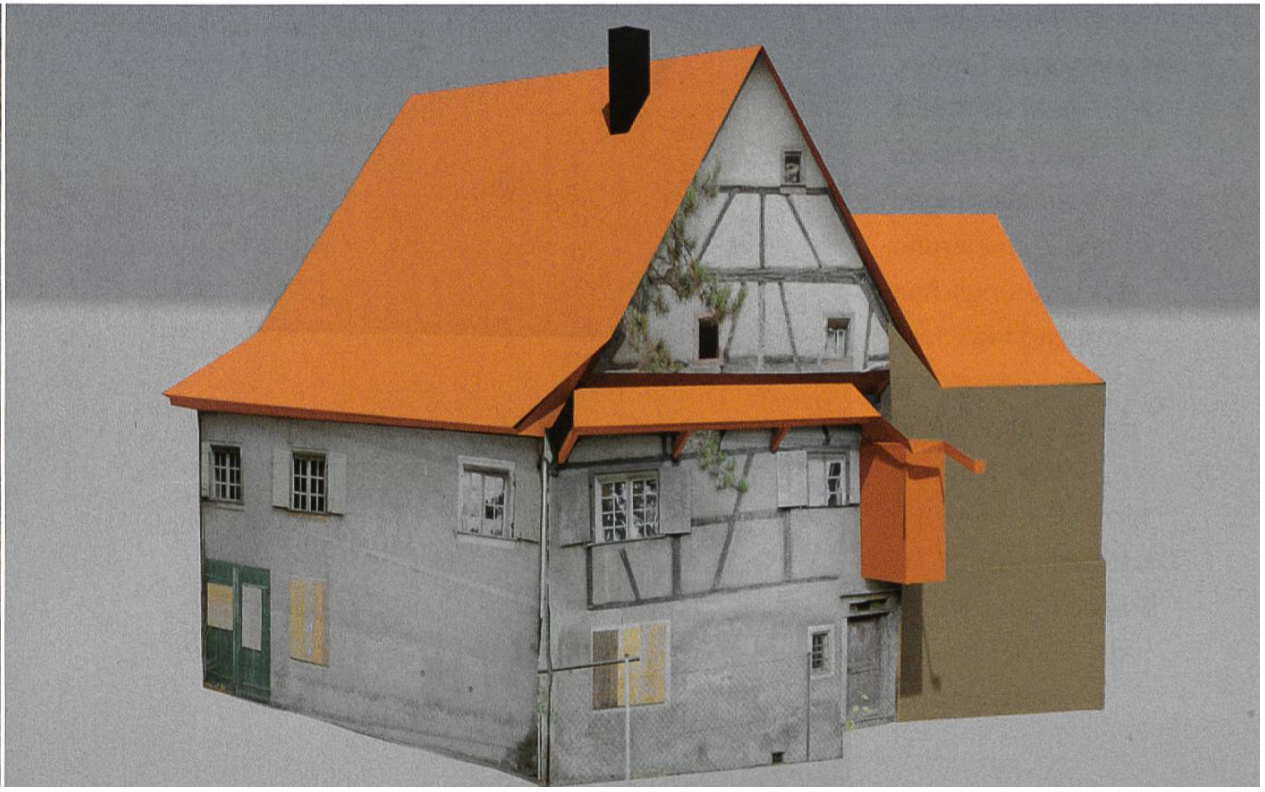
Gemäss historischen Karten war die Schmiede bis ins 17. Jahrhundert hinein neben dem Spittel eines der wenigen Gebäude in der Talsohle zwischen der Stadt Basel und dem Weiherschloss Binningen mit dem dahinter liegenden Leimental. Die verkehrstechnisch günstige Lage neben einer Brücke scheint lukrativ gewesen zu sein. Gemäss den Brandlagerbüchern beherbergte das Gebäude spätestens ab dem Beginn des 19. Jahrhunderts mehrere Essen. Ein

> Aussenseite des aus Backsteinen gemauerten Gewölbes der Feuerungsnische, die sich im gartenseitigen Anbau des 19. Jahrhunderts befand.

aus der Mitte dieses Jahrhunderts stammender, einraumtiefer rückwärtiger Anbau war denn auch mit einer backsteingewölbten Feuerungsnische ausgestattet, welche die rückseitige Fassade durchschlug. Um 1900 musste der westliche Teil des Fachwerkbaus aufgrund eines Brandes abgerissen und durch einen Neubau (Nr. 6) ersetzt werden, in dem man ebenfalls eine Schmiede einrichtete.

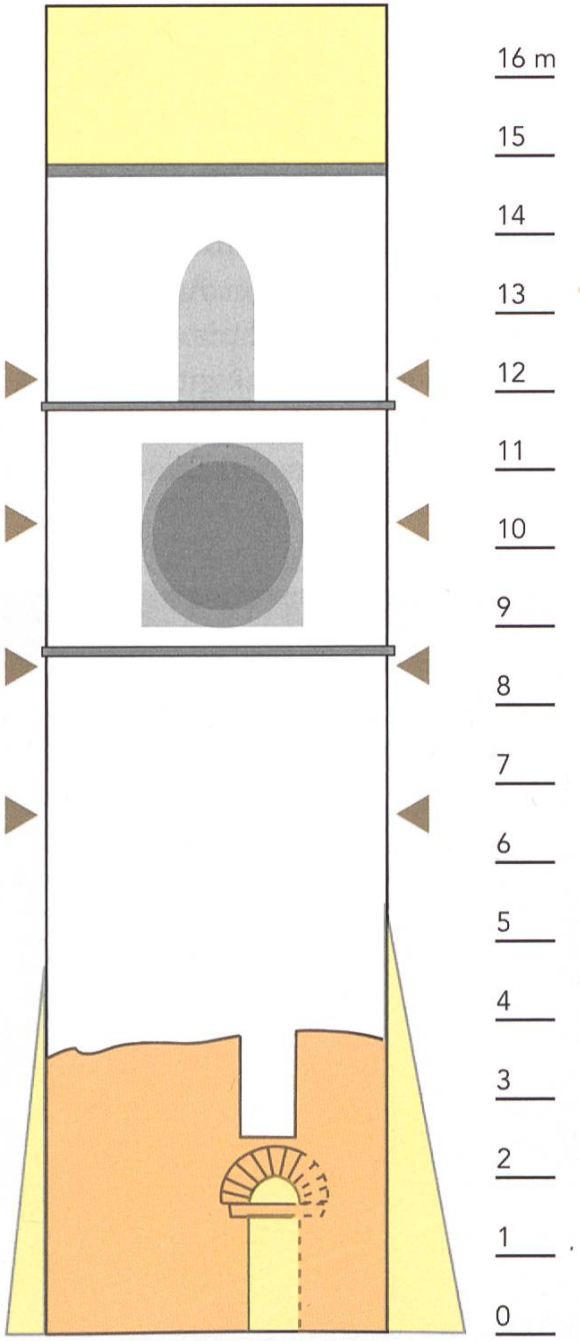
Durchführung und Bericht: Anita Springer
Dendrochronologie: Raymond Kontič, Basel
August 2008

Das gesamte Objekt wurde dreidimensional aufgenommen und mit CAD bearbeitet.



Allschwil, Kirche St. Peter und Paul, Ansicht des Kirchturms mit Aufriss der Südwand.

orange: spätmittelalterlich, mit Brandspuren und Abbruchkante, weiss: Wiederaufbau des zerstörten Turmes, wohl vor 1594, gelb: stützende Vormauerungen und Zumauerung des ursprünglichen Turmeingangs nach der Verlagerung des Kirchenschiffes in den Norden, ferner Glocken- und Dachstuhl, wohl 1671, braune Pfeile: Lagen der Löcher für das Baugerüst.



Allschwil, Kirche St. Peter und Paul: Der Turm der alten Dorfkirche

Die Allschwiler Dorfkirche präsentiert sich heute als barocke Landkirche mit barockklassizistischer Innenausstattung, einem Turm mit Schartenfenstern, Käsbissendach und einem ummauerten Hof. Das einfache Grundrissschema des 17. Jahrhunderts – eine einschiffige Kirche mit polygonalem Chor und einbezogenem älterem Turm – findet unter anderem Vergleiche in den Pfarrkirchen St. Peter und Paul in Oberwil und St. Stephan in Therwil. Archäologische Sondiergrabungen der Jahre 1952/53, 1964 und 1982/85 in Kirchhof und Chor brachten römische Siedlungsbefunde aus dem 1. Jahrhundert n. Chr. sowie mittelalterliche Mauerreste zu Tage. Eine früh- oder hochmittelalterliche Vorgängerkirche ist anhand der Befunde zur Zeit nicht belegbar, doch steht die Kirche in jedem Fall auf einem alten Siedlungsplatz.

Im Rahmen der im Sommer 2008 geplanten Innenrenovation des Kirchturms wurden der moderne Putz im Erdgeschoss abgeschlagen und die Oberflächen in den Obergeschossen ausgebessert. Dies führte zu zahlreichen neuen Erkenntnissen über die Baugeschichte der Kirche.

Der Turm besitzt mit dem Erd- und dem Dachgeschoss fünf Vollgeschosse. Die Innenfläche des Erdgeschosses misst 2 × 2 Meter, die Mauerstärke beträgt rund 1.2 Meter. Da das Mauerwerk im Innern geschossweise leicht zurückspringt, weitet sich der Innenraum nach oben allmählich und die Mauerstärke nimmt ab. Das Dachgeschoss besitzt so eine Innenfläche von 2.8 × 2.8 Metern und eine Mauerstärke von 0.4 Metern.

Das Mauerwerk des Turmes lässt zwei klar unterscheidbare Bauphasen und eine unbekannte Anzahl von Renovationen erkennen: Der Turmsockel gehört zur ältesten nachweisbaren Bausubstanz, die ins 13. Jahrhundert oder in die 1440er Jahre datiert. Er reicht vom Erdgeschoss bis ins erste Obergeschoss und bricht dort in einer unregelmässigen Bruchkante ab. Im ersten Obergeschoss sind Mauersteine und -mörtel durch Hitzeeinwirkung flächig rot verfärbt. Der damalig Brand führte demnach offenbar zum Einsturz der höher gelegenen Partien des Turmes. Leider finden in den alten Grabungsdokumentationen weder ein Brand- noch ein Abbruchhorizont Erwähnung.

Zum Grossteil erhalten blieb ein einst vom ersten Obergeschoss in den Chorraum führender schmaler Durchgang. Er wurde beim folgenden Wiederaufbau zugemauert. Es muss sich dabei um den Zugang auf eine Empore oder Kanzel gehandelt haben, wobei die Lage einer Kanzel im Chorraum ungewöhnlich wäre. Auch der ebenerdige Eingang in der Südmauer des Turms hat sich samt halbrundem Oberlicht und Laibungsputz über die Jahrhunderte erhalten. Die Anordnung der beiden Öffnungen direkt übereinander mutet statisch etwas ungeschickt an; sie sind aber gleichzeitig entstanden. Was beim damaligen Brand mit Kirchenschiff und Chor passierte, bleibt im Dunkeln.

Die Wiederaufmauerung des Turmes scheint unter anderem aufgrund historischer Aufzeichnungen vor 1594 erfolgt zu sein, wobei die schriftlichen Belege noch zu überprüfen sind. Das neue Mauerwerk erscheint im Vergleich zum mittelalterlichen kleinteiliger und ist offenbar bis zum Dach in einem Zug entstanden. Dies belegen unter anderem der ab dem ersten Obergeschoss bis zum Giebel identische Mauermörtel und der Kalkdeckputz, der an die hölzernen Fensterstürze, Deckenbalken und eingemauerten Holzstümpfe von Gerüststangen anschliesst. Die über dem ältesten Putz angebrachte Schwarzmalerei «93» könnte auf das Baudatum 1593 hinweisen. Für den Aufbau diente im bodennahen Bereich bis auf eine Höhe von 6.8 Metern ein freistehendes Stangengerüst. Darüber zeugen in regelmässigen Abständen von 1.8–2 Metern auftretende Gerüstlöcher von einem in der Mauer verankerten Baugerüst.

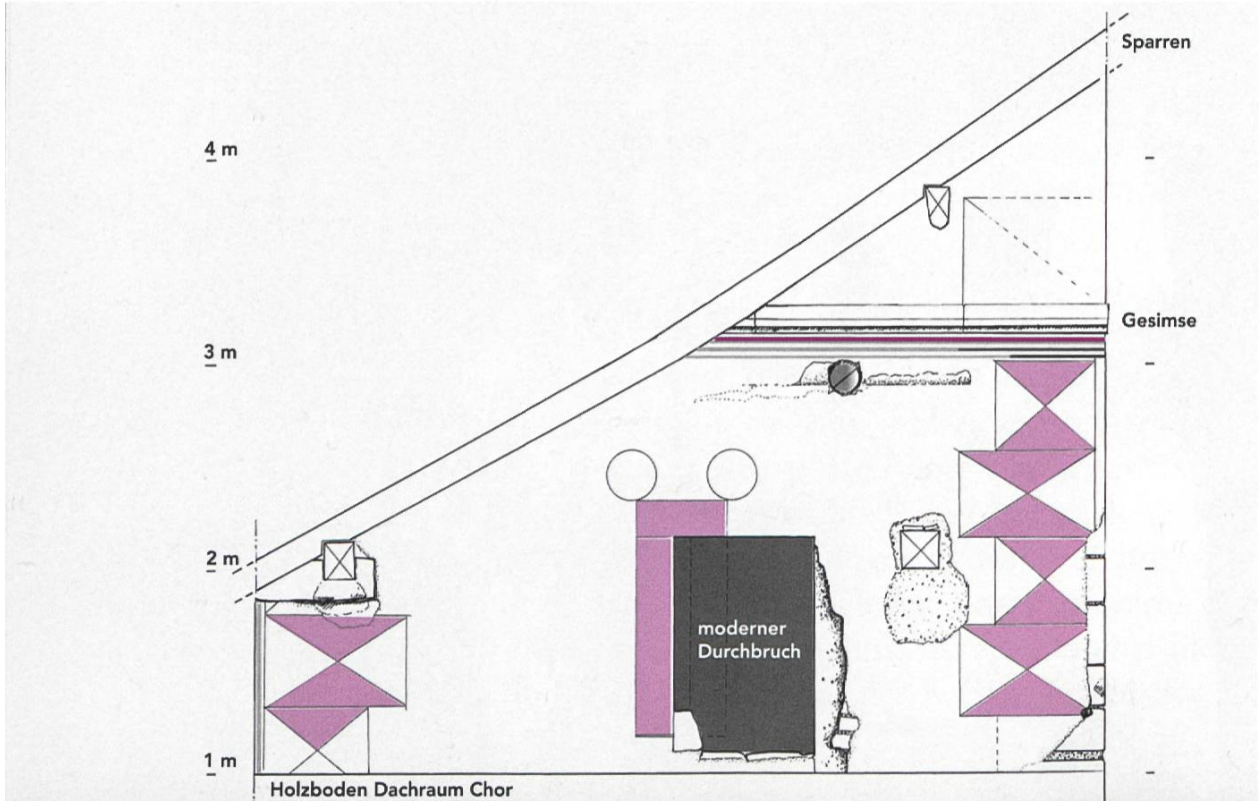
> Das überwölbte Oberlicht des ebenerdigen Zugangs in der Südmauer des Turms. Auf den Laibungen der Türe und des halbrunden Oberlichts ist der ursprüngliche Mörtelputz erhalten.

Gemäss Steinmetzzeichen muss zwischen 1594 und 1671 eine Verlagerung des Schiffes vom Süden in den Norden des Turmes erfolgt sein. Spätestens dann nämlich hatte sich der nun gegen Süden freistehende Turm so stark abgesenkt, dass eine stützende Vormauerung nötig wurde. Den ursprünglichen, bis dahin in Gebrauch stehenden Turmeingang verlegte man in den Norden. Bereits dreissig Jahre später erfolgte die Vergrösserung des Schiffes, das damals die heutigen Ausmasse erhielt. Weitere am Bauwerk feststellbare Sanierungsarbeiten sind ansonsten nur schwer nachvollzieh- und datierbar.

Die (hier leicht hervorgehobene) Schwarzmalerei «93» datiert möglicherweise den Wiederaufbau des Turmes.

Ansicht der einst freistehenden Nordfassade des Turmes auf dem Niveau des zweiten Obergeschosses, vom Dachraum des Chores gesehen.

Im Bereich des Dachraumes des Chores sind auf der West-, Nord- und Ostfassade noch heute Reste einer Eckquaderbemalung erhalten. Sie muss aus der Zeit vor der Verlegung des Schiffes oder – eher unwahrscheinlich – zumindest vor einer allfälligen Vergrösserung des sich bereits an heutiger Stelle befindlichen Chores stammen. Die Gleichzeitigkeit von Turmaufbau und Aussenverzierung ist nicht gesichert. Die mit Diamantbossen bemalten Eckbereiche und die Umrandung des Schlitzfensters waren in Rot, die Zierbänder in den Mauerecken und unterhalb der umlaufenden Gurtgesimse in Grautönen gehalten. Sämtliche Umrisse der Formen waren dabei jeweils im feuchten Putz vorgeritzt. Gut datierte Vergleiche sind aus dem letzten Viertel des 16. Jahrhunderts vorwiegend aus dem Tirol bekannt.



Der Glockenstuhl ist dreiphasig. Der heute noch stehende Hauptteil ist mit der Jahreszahl 1671 gekennzeichnet. Typologische Unterschiede bei den Stuhlschwellen sowie mehrere heute unnötige Ausnutungen an gewissen Auflagern deuten auf einen Vorgängerstuhl hin, der in denjenigen von 1671 integriert wurde. Dieser wiederum wurde «in den 80er-Jahren» (des 18. Jahrhunderts?) durch zusätzliche Streben verstärkt.

Durchführung und Bericht: Anita Springer
April 2008

links:
Südmauer im ersten Obergeschoss mit zugemauertem, spätmittelalterlichem Durchgang links.
Grün: spätmittelalterlicher Deckmörtel,
Blau: Abbruchkante des Mauerwerks nach dem Brand,
Grau: brandgerötetes Mauerwerk,
Orange: beim Wiederaufbau verwendete Backsteine.

rechts:
Glockenstuhl, dreiphasig, mit Gravuren.

Känerkinden, Ueligasse. Die Nordfassade, Schauseite des prominenten Gebäudes, im Jahre 1966.

Känerkinden, Ueligasse: Untersuchungen im Untervogthaus

Das Untervogthaus, «Haus Tschan» genannt, ist das markanteste Känerkinder Haus und steht als einziges giebelständig zur Hauptstrasse. Seine Bausubstanz wurde bisher nicht erforscht. So nutzten Denkmalpflege und Archäologie die Gelegenheit, während der Fassadensanierung das alte Gemäuer inklusive Dachstuhl bei einer Begehung etwas genauer unter die Lupe zu nehmen.

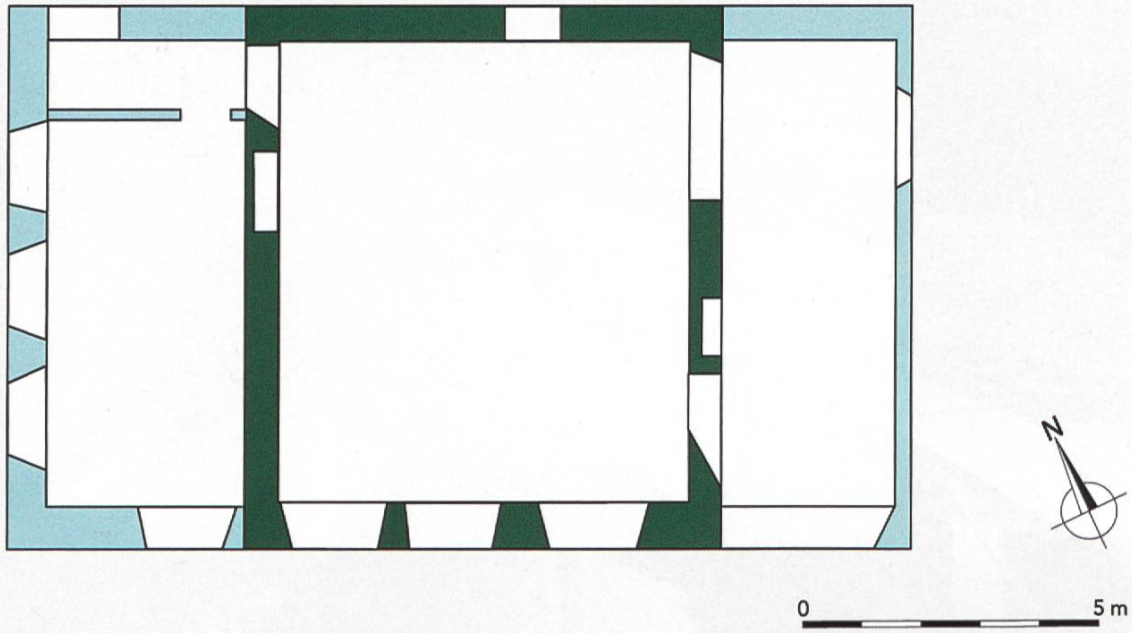
Vom Typ her handelt es sich um ein gestelztes Haus mit ebenerdigem Keller und der Haupterschliessung im ersten Obergeschoss – eine typische Bauform der Spätgotik. Tatsächlich erbrachten die von der Denkmalpflege veranlassten Dendrodatierungen für den Kernbau ein frühestmögliches Baujahr im Herbst/Winter 1554/55.

Der Ursprungsbau besass einen quadratischen Grundriss, der trotz einer Erweiterung des 18. Jahrhunderts durch die alten Eckverbände aus bearbeiteten Kalkquadern in den Fassaden erkennbar blieb. Erste nachweisliche Eingriffe in die Bausubstanz erfuhr der Bau in den 20er und 30er Jahren des

Detail des Klebedachs: Geschnitzte und bemalte Zugbänder mit Sternköpfen.

17. Jahrhunderts. An seiner Schauseite wurde unterhalb des Giebelfeldes ein Klebedach angebracht. Das Holz der dabei verwendeten Zugbänder mit Sternköpfen schlug man im Winter 1619/20. Eine Inschrift mit der Jahreszahl 1632 im Rundbogen des Kellertores liefert ein weiteres Umbaudatum. In beiden Fällen ist ein Zusammenhang mit den Dorfbränden der Jahre 1617 und 1632 sehr wahrscheinlich.

Der dreigeschossige liegende Stuhl mit Sparrendach lieferte ein Dendrodatum aus dem Winter 1762/63. Drei Abbünde verteilen sich in grossen Abständen auf eine Gebäudebreite von acht Metern; die Tannenbalken sind gesägt und verzapft. In dieser Zeit wurde das Gebäude auf beiden Traufseiten um jeweils rund drei Meter erweitert. Die Verbreiterung des Gebäudegrundrisses zog eine Aufstockung der Giebelmauern und damit den neuen Dachstuhl nach sich. Die Eckverbände erhielten eine graue Quaderbemalung mit gelber Umrandung. Das Klebedach wurde ebenfalls seitlich ergänzt und an die neue Gebäudelänge angepasst.



Grundriss des Gebäudes mit dem quadratischen Kernbau von 1554/55 (grün) und den Anbauten von 1762/63 (hellblau)

> Der Verlauf der alten Giebelkante ist im Dachgeschoss deutlich erkennbar.

Noch bis 1798 gehörte Känerkinden zum Homburgeramt. Die baselstädtische Vogteiverwaltung gestand den Dorfgemeinden eine Einflussnahme bei der Regelung von zivilrechtlichen Angelegenheiten, Schlichtungen und Handänderungen zu. So besass der Untervogt als Inhaber eines der dörflichen Ämter den bevollmächtigten Vorsitz beim örtlichen Gericht.

Durchführung und Bericht: Anita Springer
Dendrochronologie: Raymond Kontic, Basel
Mai 2008

Das Gewölbe des Kellertores trägt die Jahreszahl 1632.

Liestal, Regierungsgebäude. Ansicht der Aussenseite der vermauerten Toröffnung mit Blick vom Anbau in Richtung Südwesten.

Liestal, Regierungsgebäude: ein altes Tor zum Keller des Freihofs

Dank dem Hinweis des Hauswartes Heinz Rudin konnte die Archäologie Baselland einen ehemaligen Durchgang zwischen dem Hauptgebäude des Freihofs und einem Seitenflügel dokumentieren. Die Bebauung des Areals ist älter als die Stadtbefestigung aus der Mitte des 13. Jahrhunderts, denn ihre Lage verhinderte die axiale Stellung des unteren Tors. Laut schriftlicher Erwähnung zerfiel diese damalige «Burg» – der Stadtsitz der Frohburger – beim grossen Erdbeben von Basel 1356. Mauerbefunde aus Leitungsgrabungen im Bereich vor dem heutigen Regierungsgebäude zeugen von einer ältesten Überbauung mit leicht gedrehten Gebäudefluchten. Der Nachfolgebau der «Burg», der eigentliche Freihof, auf dessen Grundmauern das heutige Regierungsgebäude steht, findet als Fronhof erstmals 1438 eine schriftliche Erwähnung.

Das nun entdeckte Tor befand sich in der Ostmauer des Hauptgebäudes. Es führte vom Untergeschoss des Freihofes in einen seitlichen Anbau. Der Durchgang war 1.9 m breit und 2.8 m hoch. Erhalten ist der Entlastungsbogen aus Kalksteinplatten und ein Teil der seitlichen Laibungen. Der untere Bereich scheint bei der Aufgabe und Zumauerung grossflächig ausgebrochen worden zu sein. Die Aufgabe erfolgte gemäss einer Inschrift in der damals erstellten Decke des anschliessenden Freihofkellers spätestens 1673.

Durchführung und Bericht: Anita Springer
Oktober 2008

Stadtplan von Georg Friedrich Meyer von 1680 mit Freihof (rot markiert) und eingezeichnetem Torbefund (Pfeil) (Staatsarchiv BL).

Arisdorf, Gasthaus Rössli. Das grosszügige Piano nobile im ersten Obergeschoss mit gefasten Deckenbalken.

Arisdorf, Gasthaus Rössli: der letzte Meierhof des Dorfes?

Das alte, im Umbau begriffene Gasthaus Rössli an der Hauptstrasse 86 stellt höchst wahrscheinlich die eine Gebäudehälfte des letzten Meierhofes von Arisdorf dar. Die Erkenntnis verdanken wir dem Interesse der Bauherrschaft und der Möglichkeit, diese und auch die bereits fachgerecht und sanft renovierte andere Haushälfte Nr. 88 besichtigen zu können. An den erhaltenen Befunden lassen sich die ursprünglichen Raumaufteilungen und -nutzungen heute noch ablesen.

Erst der Einbezug der schriftlichen Quellen wird zeigen, ob hier wirklich ein Meierhof vorliegt. Die Konzeption des riesigen Gebäudes mit Ökonomie- und Nebengebäuden und die grosszügige Innenausstattung weisen aber in jedem Fall auf einen herrschaftlichen Wohnsitz des späteren 18. Jahrhunderts. Ein mittelalterlicher Vorgängerbau ist denkbar, bisher aber nicht nachgewiesen.

Die Einträge in den Brandlagerbüchern von 1807 und 1830 nennen als Besitzer Friedrich Christen, Grossrat (von Basel) und Landarbeiter. 1830 zählen zu seinem Besitz neben einem Wohnhaus mit Keller und Wagenhaus eine Stallung mit Keller und Laube, ein Holzhaus, ein Wagenhaus, eine weitere Behausung mit Wagenhaus und einen gemauerten Heuspeicher. Die aufgeführten Gebäulichkeiten lassen sich nur noch teilweise mit den heutigen Anbauten und umliegenden Häusern gleichsetzen, da einige der Bauten bereits abgebrochen oder abgebrannt sind.

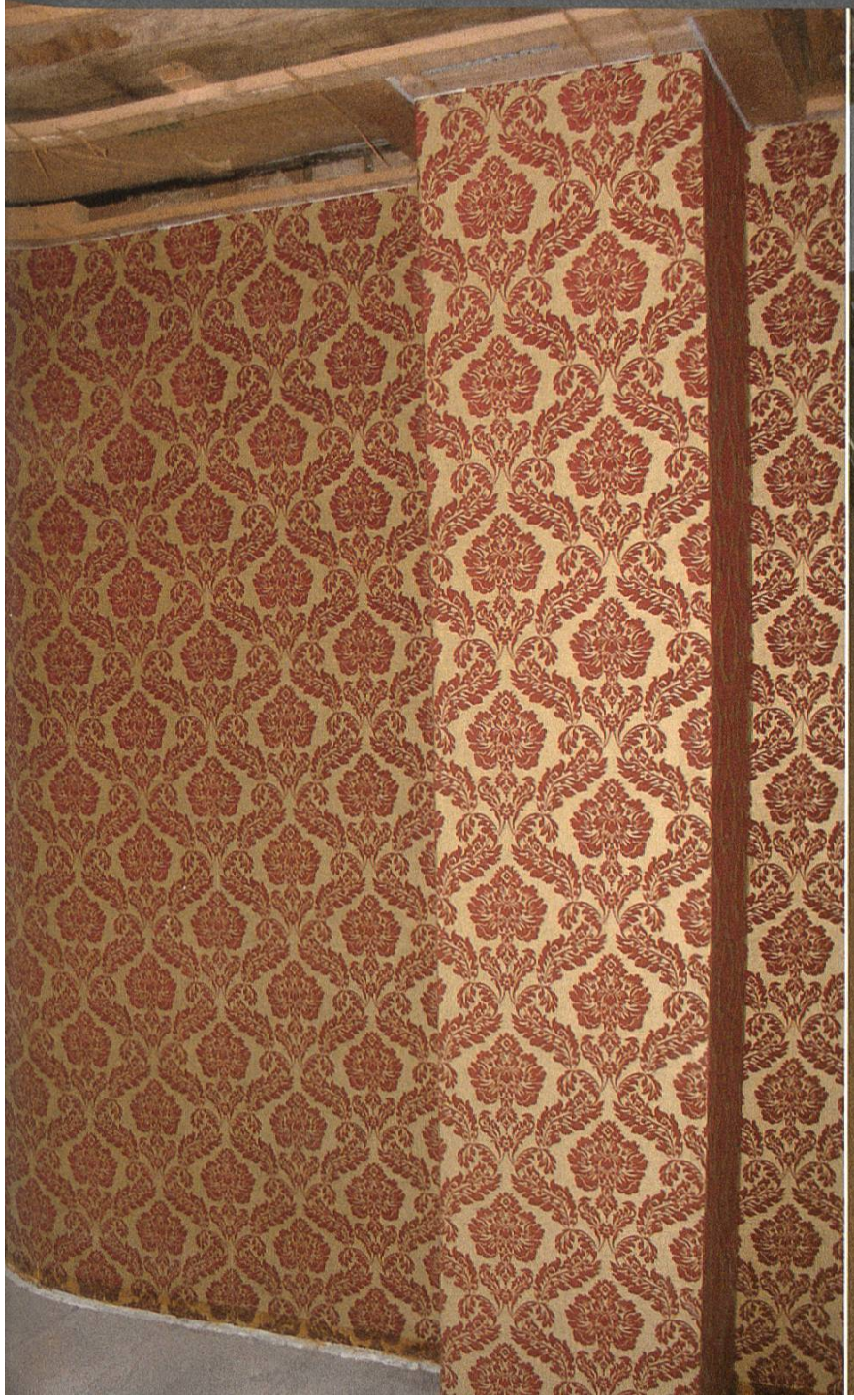
Das Doppelwohnhaus Hauptstrasse 86/88 mit dem dazugehörenden Ökonomieteil 88a, Blick nach Südwesten.

Das heutige Doppelwohnhaus Nr. 86/88 ist anhand mehrerer Bauinschriften und der vorherrschenden barocken Gestaltungselemente in die Mitte des 18. Jahrhunderts zu datieren. Ursprünglich erfolgte der Zutritt in das dreigeschossige Wohnhaus durch den strassenseitigen Haupteingang in Haus Nr. 88. Der Erschliessungsbereich im Innern war seitlich angelegt, mit einer breiten Treppe vom Erdgeschoss über die zwei Obergeschosse bis unters Dach. Der lange Grundriss war von Anfang an durch eine Scheidemauer halbiert. Diese wies auf jedem Geschoss jeweils zwei Verbindungstüren auf. Heute bildet sie die Parzellengrenze. Die Zweiteilung des Grundrisses zeigt sich auch in dem die gesamte Tiefe einnehmenden Gewölbekeller in Nr. 88 beziehungsweise in einem Balkenkeller in Nr. 86.

Die Geschosse beherbergten pro Gebäudeteil jeweils ein vorderes, strassenseitiges und ein rückwärtiges Zimmer. In Nr. 88 darf in den Obergeschossen zudem eine jeweils strassenseitige, über dem Hausgang liegende schmale Kammer angenommen werden, was die schmalen randständigen Fenster erklärt. Küche und Kamin befanden sich wie heute noch im rückwärtigen Teil der Nr. 88 im Erd- und im ersten Obergeschoss. Ein mächtiger Hinterladerofen steht noch in der strassenseitigen Stube im Erdgeschoss von Nr. 88. Vermauerte Öffnungen in der Trennmauer im ersten Obergeschoss verweisen auf einen Ofen im rückwärtigen Zimmer von Nr. 86. Das gesamte zweite Obergeschoss war nicht beheizt.

Die Aufteilung des Herrschaftshauses erfolgte 1856. Die Änderungen betrafen hauptsächlich das Haus Nr. 86, das nun selber einen strassenseitigen Haupteingang, eine interne Treppe und zwei Küchen mit Kamin benötigte. Die ehemaligen Verbindungen in der Mittelmauer wurden zugemauert, die alte Raumaufteilung aufgegeben. Zwischen die strassenseitigen Stuben und die rückwärtigen Zimmer wurde pro Geschoss eine schmale Küche eingefügt. Dies bedingte die Entfernung der ursprünglichen Trennwände und jeweils den Durchbruch eines zusätzlichen Fensters. 1911 wird für das Erdgeschoss von Nr. 86 erstmals ein Wirtschaftslokal erwähnt.

Durchführung und Bericht: Anita Springer
August 2008



links:
Im rückwärtigen Zimmer des ersten Obergeschosses von Nr. 86 befindet sich eine prächtige Velourstapete aus der Zeit um 1900. Die Velourierung verleiht der Papiertapete einen textilen, damastartigen Charakter, eine satte Farbgebung und erhöhte Tiefenwirkung.

rechts:
Imposante Wangentreppe mit beidseitigem Geländer aus Brettbalustern, bauzeitlich.

Binningen, Schlüsselgasse 4, interne Wand, nachträglich eingebaut als Trennwand zwischen Schmiedestube und Kammer. Datierung 17. Jahrhundert.

Kurze Abhandlung über Lehmausfachungen von Fachwerkwänden

Die jüngsten Untersuchungen in drei Fachwerkbauten in Allschwil, Oberwil und Binningen brachten Lehmausfachungen unterschiedlichster Machart aus dem 17./18. Jahrhundert zu Tage. Die Konstruktionsweisen sollen im Folgenden genauer vorgestellt werden. Da Lehmausfachungen über lange Zeit hinweg immer wieder auf gleiche Art und Weise hergestellt wurden, lassen sich daraus jedoch keine genaueren regionalen oder zeitlichen Rückschlüsse ableiten.

Fachwerkbauten entwickelten sich aus den Ständerbauten heraus und hatten den Zweck, gegenüber der reinen Holzbauweise wertvolles Baumaterial zu sparen. In den bis 1792 fürstbischöflichen Gemeinden des Leimentals und Birsecks dominierte der vom Elsass beeinflusste Fachwerkbau vom Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert. Dieselbe Bauweise existierte zwar auch in den Gemeinden Biel-Benken, Binningen, Bottmingen und Münchenstein, die in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts als Untertanengebiete an die Stadt Basel gefallen sind, erlangte dort aber nie dieselbe Bedeutung. Fachwerkbauten finden sich bis nach Muttenz und vereinzelt auch im oberen Baselbiet (Arisdorf), doch hat die Stadt Basel in den unter ihrer Herrschaft stehenden Dörfern den Steinbau gefördert.

Die gut abbaubaren Vorkommen machten den so genannten «blauen Letten» aus den Schichten des

Binningen, Schlüsselgasse 4, Giebelwand Ost, um 1599/1600 (Detail).

Oligozän und den eiszeitlichen Lösslehm zum bevorzugten Füllmaterial der Gefache. Lehm wurde für Aussen- wie Innenwände verwendet, teils gekalkt oder überputzt. Bereits ab zwölf Zentimetern Mächtigkeit bietet eine Lehmwand eine gute Wärmeisolation.

Allen hier vorgestellten Beispielen sind die durchwegs grossen Gefache in einem auf das Wesentliche beschränkten Holzgerüst gemeinsam. Bei den Innenwänden waren keine Verstrebungen nötig, da die Wände im Verbund zu einem tragenden Rahmengerüst standen.

Oberwil, Kirchgasse 5 (Sigristenhaus), Trennwand im ersten Dachgeschoss, Untersuchung von 1997. Dendrochronologisch nicht datierbar, 1634 oder 1770er Jahre.

Oberwil, Hauptstrasse 36, interne Wand im Erdgeschoss und ersten Obergeschoss. Sie trennte den Gang von den anschliessenden Kammern. Datierung 18. Jahrhundert.

Oberwil, Hauptstrasse 36, interne Wand. Zur besseren Haftung des abschliessenden Mörtelputzes wurden in die Oberflächen der Lehmklumpen Löcher eingestochen.

Binningen, Schlüsselgasse 4, Giebelwand Ost
Konstruktionsweise: Stecken (Rundhölzer), im Rahmenholz jeweils in ausgeschlagene Kerben gespannt. Flechtwerk aus Haselruten. Füllmaterial aus ungemagertem Lehm, abschliessend weiss gekalkt. Holzsichtig.

Binningen, Schlüsselgasse 4, interne Wand
Konstruktionsweise: Eichenspältlinge (so genannte Staketen) und Stecken wurden im Schwellenholz in eine über die ganze Balkenlänge verlaufende Nut eingefahren und im jeweiligen Deckenrähm in eine ausgeschlagene Kerbe gesteckt. Flechtwerk

Allschwil, Schönenbuchstrasse 17, interne Wand im Erdgeschoss. Flechtwerk mit Lehmfüllung. Datierung 18. Jahrhundert.

Allschwil, Schönenbuchstrasse 17, interne Wand im Erdgeschoss. Füllung unter anderem aus ungebrannten Lehmziegeln. Datierung 18. Jahrhundert.

Binningen, Schlüsselgasse 4, Aussenwand, Innenansicht mit geometrischer Fingerstrich-Verzierung. Datierung 18. Jahrhundert, Raumgestaltung zweite Hälfte 19. Jahrhundert.

aus Spaltholz und Ruten. Füllmaterial aus mit langhalmigem Stroh gemagertem Lehm, abschliessend weiss gekalkt. Holzsichtig. Sekundär von der Rückseite – der Schmiedestube – her mit Mörtel, Gesteinsmaterial und Backsteinen repariert, da durchgebrannt. – Im benachbarten Imhofhaus, einem zur Schlossanlage gehörenden ehemaligen Wirtschaftsgebäude, sind die Gefache der Innenwände ungefähr in derselben Zeit bereits mit Flusskieseln, kleinen Geröllen und Ziegelfragmenten vermauert. Sie sind dendrochronologisch in den Winter 1613/14 datiert.

Oberwil, Kirchgasse 5, Trennwand im ersten Dachgeschoss
Konstruktionsweise: Spältlinge und Stecken mit Flechtwerk aus Spaltholz und Haselruten. Füllmaterial aus strohgemagertem Lehm, Lehmverputz. Holzsichtig.

Oberwil, Hauptstrasse 36, interne Wand im Erdgeschoss und ersten Obergeschoss
Konstruktionsweise: Eichenspältlinge wurden im Schwellenholz in eine über die ganze Balkenlänge verlaufende Nut eingefahren und im Deckenrähm in ein ausgeschlagenes Loch gesteckt. Die Füllungen bestanden aus mit gehacktem Stroh vermengten Lehmklumpen, die zwischen die Hölzer geklemmt wurden. Holzsichtig.

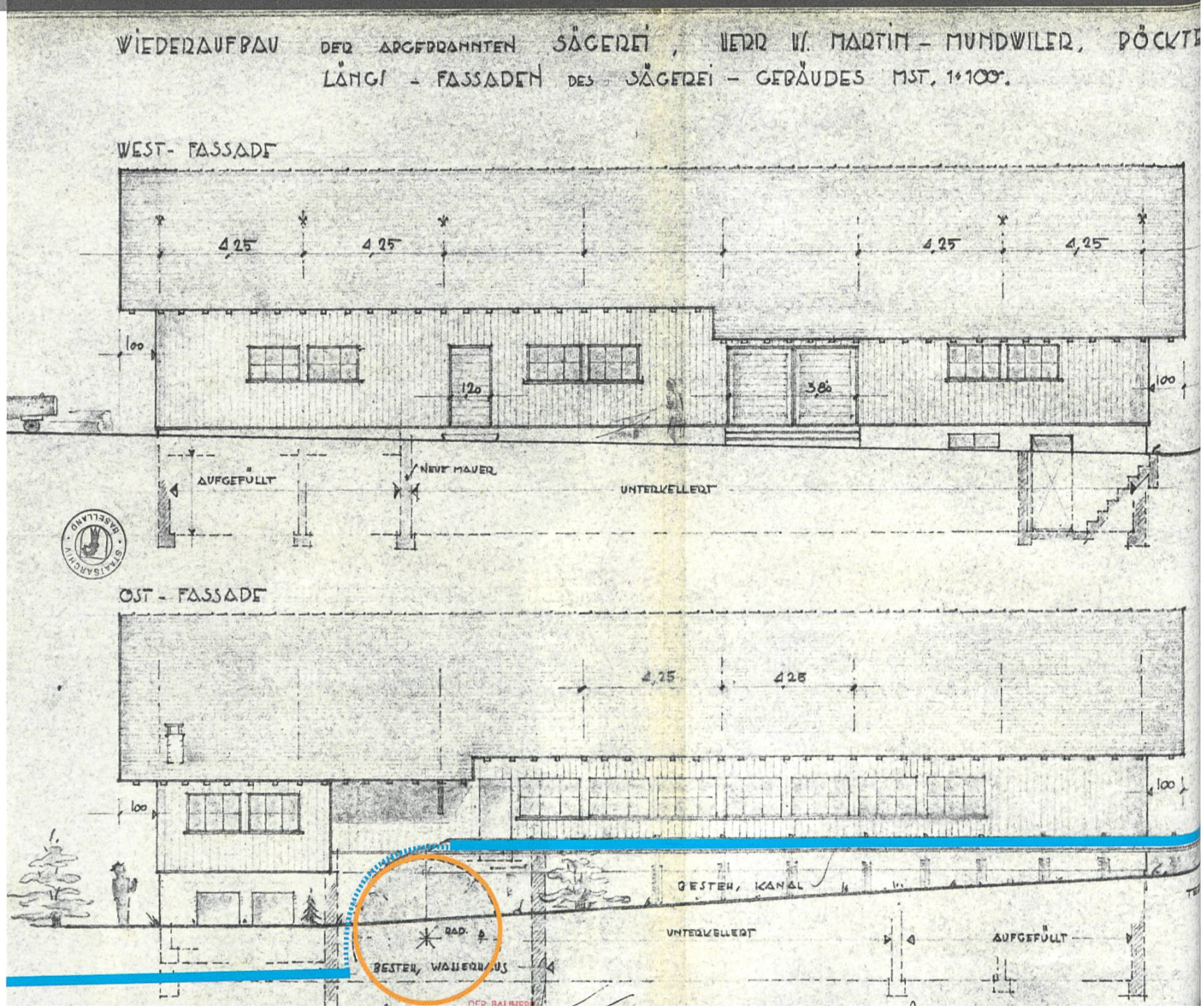
Allschwil, Schönenbuchstrasse 17, interne Wand im Erdgeschoss
Konstruktionsweise: Eichenspältlinge mit Flechtwerk aus Spaltholz. Füllmaterial aus mit gehacktem Stroh gemagertem Lehm. Lehmputz über Fachwerk ziehend. Gefache derselben Wand mit ungebrannten Lehmziegeln «vermauert», danebenliegende jüngere Flickstellen aus gebrannten Backsteinen.

Binningen, Schlüsselgasse 4, Innenseite Aussenwand
Die mit Flechtwerk und strohgemagertem Lehm gefüllten Gefache sind mit Lehm verputzt. Die deckende Lehmschicht der Gefachfelder wurde im noch weichen Zustand mit Fingerstrichen geometrisch verziert. Holzsichtig.

Untersuchungen und Bericht: Anita Springer
März und August 2008

links:
Binningen, Schlüsselgasse 4, Giebelwand Ost, Ansicht der ehemaligen Gebäudeinnenseite. Dendrochronologische Datierung 1599/1600.

rechts:
Oberwil, Hauptstrasse 36, Detail. Zur besseren Fixierung der Spältlinge wurden Baukeramiksplitter als Keile verwendet.



Böckten, Hauptstrasse. Westfassade (oben) und Ostfassade mit Mühlekanal und oberschlächtigem Rad (unten). Wiederaufbau-Plan von 1945.

Böckten, Hauptstrasse: Industriearchäologie ultra light

Das Areal am oberen Dorfeingang von Böckten, zwischen Hauptstrasse und Ergolz gelegen, war für die Ansiedlung von Gewerbe beliebt, weil sich hier die Möglichkeit bot, die Wasserkraft der Ergolz zu nutzen. So wurde dort im 19. Jahrhundert eine Sägerei errichtet, wobei uns über den Bau keine genaueren Angaben bekannt sind.

1945 grösstenteils abgebrannt, wurde die Sägerei bis zum Folgejahr sogleich wieder aufgebaut. Aus der Zeit vor dem Brand waren damals nur Teile der Kellermauern und des Radhauses mit dem Abfluss des Gewerbekanals erhalten geblieben. Das Radhaus diente der Überdachung respektive dem Schutz des Wasserrades. Das Rad selber war oberschlächtig, das heisst, das Wasser strömte über ein Gerinne von oben in die wasserdichten Zellen des Rades. Letztere waren im Falle der Böckter Säge aus Metalllamellen und Holzlatten gefertigt. Ein oberschlächtiges Rad wird durch die Gewichtskraft des aufgenommenen Wassers in Bewegung versetzt.

Das Wasser wurde in einem kleinen Wehr einige hundert Meter oberhalb des Rades von der Ergolz geregelt abgezweigt – wodurch der Betrieb weniger von Schwankungen der Wassermenge abhängig war – und in einem künstlichen Kanal aus Holz oder Metall mit wenig Gefälle zum Rad geleitet.

Das Wasserrad hatte einen Durchmesser von 3.2 Metern.

Über den Abbruch des Objekts wurde die Archäologie Baselland wenn auch spät, so doch immerhin noch informiert. Er war zu dem Zeitpunkt jedoch schon so weit fortgeschritten, dass eine detaillierte Dokumentation der Anlage nicht mehr möglich war. So mussten einige Fotos genügen.

Bei unserer Ankunft waren – wie nach dem Brand von 1945 – lediglich noch die Grundmauern des Radhauses mit dem Abflusskanal sowie einige Einrichtungsteile vorhanden. Der Rest war bereits dem fortgeschrittenen Aushub für den Neubau zum Opfer gefallen. Das Wasserrad, Zahnkränze, Riemen-

Mit Kalkstein-Quadern gemauerter Abflusskanal aus dem 19. Jahrhundert.

scheiben, Laufrollen und Transmissionswellen waren herausgerissen und lagen lose im Gelände herum. Auf diese Weise ist eine interessante industriearchäologische Anlage unbeobachtet zerstört worden und der Nachwelt für immer verloren gegangen.

Durchführung und Bericht: Anita Springer
Oktober 2008

Sägeeinrichtung, Transmissionsriemen und Laufrollen waren beim Eintreffen der Archäologie Baselland weitgehend abgebaut.